

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Jahrestage, Gedenktage, Jubiläen

Achim Landwehr
MAGIE DER NULL

Winfried Müller
ZUR KARRIERE EINER
ZEITKONSTRUKTION

Jacqueline Nießer · Juliane Tomann
GESCHICHTE
IN DER ÖFFENTLICHKEIT
ANALYSIEREN

Markus Drüding
EINE GELEGENHEIT ZUM
HISTORISCHEN LERNEN?

Frank Bösch
IM BANN
DER JAHRESTAGE

Elke Gryglewski
GEDENKEN
AN DEN HOLOCAUST:
RITUAL UND REFLEXION

Hedwig Richter
ÜBER GEDENKTAGE
UND DEMOKRATIE

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

Jahrestage, Gedenktage, Jubiläen

APuZ 33–34/2020

ACHIM LANDWEHR

MAGIE DER NULL

Zuweilen darf man den Eindruck haben, die Bewusstwerdung über das Historische findet wesentlich mittels Jubiläen statt. Warum gedenken wir bestimmten Geschehnissen nicht dann, wenn sie an der Zeit wären, sondern wenn sie im Kalender stehen?

Seite 04–09

WINFRIED MÜLLER

ZUR KARRIERE EINER ZEITKONSTRUKTION

Das historische Jubiläum hat seine eigene Geschichte, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Seither gewähren Jubiläumssituationen Einsichten in zeittypische Motive bei der Aktualisierung und Inszenierung der Vergangenheit.

Seite 10–16

JACQUELINE NIEßER · JULIANE TOMANN

**GESCHICHTE IN DER ÖFFENTLICHKEIT
ANALYSIEREN**

Will man Jahrestage nicht nur als historisches, sondern als Gegenwartsphänomen verstehen, eignen sich dafür Public History und Angewandte Geschichte. Was können diese Ansätze zu einem vertieften Verständnis von Jubiläen beitragen?

Seite 17–22

MARKUS DRÜDING

EINE GELEGENHEIT

ZUM HISTORISCHEN LERNEN?

Gedenktage und Jubiläen können für die Schülerinnen und Schüler ein Gegenstand historischen Lernens sein, der zum Verständnis der gegenwärtigen Geschichtskultur beiträgt. Hierzu bedarf es einer Didaktisierung dieser Feiertage.

Seite 23–28

FRANK BÖSCH

IM BANN DER JAHRESTAGE

Die derzeit begangenen historischen Jubiläen verengen unser Geschichtsbewusstsein. Denn in kurzen Abständen erinnern ähnliche Jahrestage an heroische Aufbrüche, große Männer und tragische Gewalt. Nötig ist deshalb eine kreative Erweiterung der Perspektiven.

Seite 29–33

ELKE GRYGLEWSKI

**GEDENKEN AN DEN HOLOCAUST:
RITUAL UND REFLEXION**

„Gedenken an den Holocaust“ hat viele Facetten. Wer wie wo warum wem gedenkt, ist nicht nur anlässlich von Gedenktagen eine relevante Frage. Grundsätzlich kann Gedenken nicht ohne historisches Wissen um die Ereignisse stattfinden.

Seite 34–39

HEDWIG RICHTER

ÜBER GEDENKTAGE UND DEMOKRATIE

Nationale Gedenktage werden häufig mit martialischer und heroischer Ästhetik gefeiert. Demokratische Erinnerung führt diese Tradition weiter, weil sie von der Annahme geprägt ist, Demokratieggeschichte sei eine Chronik von Gewalt. Wie könnte es besser gehen?

Seite 40–45

EDITORIAL

Jahrestage seien wie „Flächenbombardements“, schrieb der Politologe Ivan Krastev in dieser Zeitschrift anlässlich des 100. Jahrestages der Russischen Revolution. Ihnen entkommen weder die Geschichtswissenschaften noch die historisch-politische Bildung. In diesem Jahr haben wir mit Themenheften bereits der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz und des Kriegsendes sowie der Entstehung der Vereinten Nationen vor 75 Jahren gedacht und, etwas vorzeitig, den 30. Jahrestag der Deutschen Einheit begangen. Wir nutzen auch weniger etablierte Jahrestage, zuletzt 5 Jahre „Wir schaffen das“ oder im vergangenen Jahr 70 Jahre Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“. Bei zwei Anlässen haben wir aus politisch-bildnerischen Überlegungen heraus das Jahr vor *dem* Jahr besprochen („Vorkrieg 1913“, „1967“).

Kritik an der „Jubiläumitis“ (Marko Demantowsky), an „Zeitgeschichte als Jubiläumsreigen“ (Martin Sabrow) wird immer wieder geäußert. Ein Ausstieg aus dem Jahrestagskarussell scheint aber nur schwer möglich und ist, je nach Anlass, auch nicht wünschenswert. Denn Jahrestage versprechen planbare Öffentlichkeit für historisches Wissen und bieten, insbesondere als institutionalisierte Gedenktage, Staat und Gesellschaft Gelegenheit, innezuhalten. Ob damit stets historischer Erkenntnisgewinn und eine gründliche Selbstbefragung einhergehen, mag hingegen bezweifelt werden.

Um die unerwünschten Folgen einer „Jahrestagisierung“ abzumildern, gilt es, Routinen bis hin zur Erstarrung beim Begehen der immergleichen Gedenktage und Jubiläen vorzubeugen. So wird etwa vorgeschlagen, den Kanon der Jahrestage zu erweitern, um marginalisierter Geschichte Raum zu geben. Dass das auch jenseits von einzelnen Tagen möglich ist, zeigen etwa der Black History Month oder der Queer History Month, die in einigen Städten stattfinden. Schließlich lässt sich zu jeder Zeit, an jedem Tag, in jedem Monat oder Jahr, fragen, für welche aktuellen Debatten und Probleme sich ein vertiefter Blick in die Geschichte lohnen könnte.

Anne Seibring

ESSAY

MAGIE DER NULL

Zum Jubiläumsetisch

Achim Landwehr

Wir schreiben das Jahr 2020. Zweimal die Zwei, zweimal die Null. Eine jubiläumsbegünstigende Jahreszahl. Hübsche palindromische Daten lassen sich daraus basteln, wie der 02.02.2020. Beliebt bei Hochzeitspaaren, die wissen, wie bedeutsam solche merkfähigen Daten sind. Sie beugen nicht nur der Gefahr vor, den Tag der eigenen Vermählung zu vergessen, sondern transportieren auch die wenig subtile Botschaft, diesem Datum sei eine ganz besondere Bedeutung eigen. Wir scheinen uns kaum wehren zu können gegen diesen Eindruck, dass hinter bestimmten Zahlen und Zahlenkombinationen tiefere Bedeutungen stecken als die oberflächlich sichtbaren. Ist es denn Zufall, wenn das Wort *zählen* auch im Verb *erzählen* vorkommt? Erzählen diese Ziffern denn nicht von untergründigen Sinnebenen, die sich auf den ersten Blick nicht offenbaren?

Selbst für weniger mystisch Veranlagte scheint außer Frage zu stehen, dass insbesondere im Zeitverlauf runden Zahlen eine besondere Relevanz zukommt. Insofern kann es auch nicht verwundern, wenn das metrische System in der Gedenkkultur einen unübersehbaren Siegeszug absolviert hat. Alle Vielfachen von 5 oder 10 sind dazu geeignet, als Jubiläum herzuhalten. Diesen Umstand dürfen wir einerseits der physischen Ausstattung des Homo sapiens zuschreiben. Dass Menschen üblicherweise über zwei Hände mit jeweils fünf Fingern verfügen, verleiht den Zahlen 5 und 10 eine gewisse Natürlichkeit und selbstverständliche Evidenz. Daher ist selbst das 35-jährige Bestehen der Metzgerei um die Ecke einen Bericht in den Lokalnachrichten wert. Aber als jubiläumstechnische Ehrfurchtsregel kann gelten: je mehr Nullen, desto besser. 100 Jahre sind schon eine Respekt gebietende Zahl, weil sie die Grenzen üblicher Zeitzugenschaft überschreitet. 1000 Jahre sind eine Zeitspanne, die das eigene Vorstellungsvermögen bereits überfordert und als Zahl so übermächtig wirkt, dass sie – zumindest innerlich – das Knie beugen lässt. Bei der aktuell zu beobachtenden historischen Jubiläumskultur han-

delt es sich also um eine Glaubensform – um den Glauben an eine „Geschichte“, die unter anderem dadurch beglaubigt wird, markanter Daten ausgiebig zu gedenken, sobald sie ein Alter erreicht haben, dem unser numerisches System eine hinreichende Anzahl an Nullen zugedacht hat.

Angesichts dieser Ehrfurchtsregel mag man ausrufen: Ausgerechnet die Null! Ausgerechnet diese das Nichts bezeichnende Ziffer! Dieses Monstrum von einem Zeichen, das etwas bezeichnen soll, das nicht bezeichnet werden kann, weil es gar nicht existiert. Ausgerechnet in dieses Nichts, dessen kreisrunde Form an einen alles verschlingenden Höllenschlund gemahnen kann, wird so viel Bedeutung gelegt.

Ohne die Null sähe unsere Welt fraglos anders aus, und wahrlich nicht nur in jubiläumsgeschichtlicher Hinsicht. Es hat eine Weile gedauert, bis diese Zahl im europäischen Kontext etabliert werden konnte. Die griechischen und lateinischen Zahlensysteme kannten die Null nicht, und das Christentum hatte aus theologischen Gründen erhebliche Probleme mit der Bezeichnung des Nichts – vor allem mit einem Nichts, das trotz seines Nichts-Seins bezeichnet werden und durch sein Vorhandensein erhebliche Unterschiede machen konnte, zum Beispiel als Platzhalter an Dezimalstellen.⁰¹

SCHATTENGLEICHE GEGENWÄRTIGKEIT

Also zweimal die Zwei und zweimal die ominöse Null. Mit dieser Jahreszahl verbindet sich unter anderem der 100. Jahrestag des Versailler Vertrags (10. Januar 1920), der 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz (27. Januar 1945), der 75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa (8. Mai 1945), ebenso der 75. Jahrestag der Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki

(6. und 9. August 1945) und der 30. Jahrestag der Deutschen Einheit (3. Oktober 1990). Nicht zuletzt aufgrund des 75-jährigen Endes des Zweiten Weltkrieges darf auch das Jahr 2020 als ein besonderes Gedenkjahr gelten. Wie schon die Jahre 2018 (100 Jahre Ende des Ersten Weltkrieges), 2017 (500 Jahre Reformation), 2014 (100 Jahre Beginn des Ersten Weltkrieges) ...

Man kann die nicht ganz unberechtigte Frage stellen, wie unser Verhältnis von (und zu) Geschichte und Vergangenheit aussähe, wenn es das Jubiläum nicht gäbe. Anders formuliert: Man darf zuweilen den Eindruck haben, die Bewusstwerdung über das Historische findet wesentlich (oder gar schon ausschließlich?) mittels solcher Gedenkveranstaltungen statt. Es ist schon häufiger festgestellt worden, dass unsere Geschichtskultur jubiläumfixiert ist.⁰² Aber woher rührt diese Fixierung, diese Attraktion der runden Jahreszahl, die Magie der Null? Warum gedenken wir bestimmten Geschehnissen nicht dann, wenn sie an der Zeit wären, sondern wenn sie im Kalender stehen?

Giacomo Leopardi, ein italienischer Schriftsteller des frühen 19. Jahrhunderts, hielt in seiner Aphorismensammlung fest, dass Jahrestage deswegen so beliebt seien, weil sie die Illusion nähren, „als kehrten jene Dinge, die unwiederbringlich für immer dahin sind, ins Leben zurück und wären, zwar schattengleich, gegenwärtig; dies aber gibt uns unendlichen Trost, es verbannt den Gedanken der Zerstörung, des Auslöschens, der uns so sehr widerstrebt, und spiegelt die Gegenwart jener Dinge vor, die wir uns wirklich anwesend wünschen oder deren wir doch aus besonderem Anlaß gerne gedenken.“⁰³

Bestimmter Ereignisse zu gedenken, soll nicht nur Erinnerung bewahren, nicht nur dem Vergessen vorbeugen, soll dem alles verschlingenden Wandel nicht nur ein Schnippchen schlagen, sondern auch ein wenig dabei helfen, die eigene Vergänglichkeit wenn schon nicht zu verhindern, so doch zumindest abzumildern und in freundlichere

Farben zu tauchen – weil die Möglichkeit des eigenen Überlebens qua Gedenken immerhin gegeben ist. Stellvertretend wird dieses Fortdauern über die eigene Existenz hinaus immer dann vollzogen, wenn ein Jubiläum begangen wird.

Wie groß das sozialpsychologische Bedürfnis nach einer zumindest partiellen Aufhebung der Zeit ist, ließe sich volkswirtschaftlich verhältnismäßig leicht berechnen, würde man all die Arbeitszeit, Arbeitskraft und finanziellen Aufwendungen addieren, die jährlich aufgebracht werden, um sowohl die Gründung des Kleingärtnervereins im Jahr Soundso als auch das Bestehen staatlicher Institutionen seit diversen Jahrzehnten feierlich zu begehen. Ein Homo oeconomicus müsste sich unweigerlich die Frage stellen, ob wirtschaftliche Ressourcen nicht effektiver genutzt werden könnten.

Das Bauchgefühl sagt jedoch, dass es nicht weniger, sondern eher mehr Gedenkveranstaltungen anlässlich runder Jahreszahlen gibt. Vielleicht konnten wir uns also immer noch nicht von den Bedürfnissen befreien (aber wäre es denn überhaupt eine Befreiung?), die sich seit alttestamentarischen Zeiten mit dem Jubeln verbinden: sich in der Zeit zu orientieren und sich von der Zeit zu befreien.

EINE RHYTHMISIERTE „STUNDE NULL“

Das alttestamentarische Jubelfest lässt sich als eine Vergegenwärtigung begreifen. Das hebräische Wort *jobel* bedeutet Widder und verweist auf die Praxis, nach dem Ablauf von sieben mal sieben Jahren, also in jedem 50. Jahr, ein Erlassjahr zu begehen. In einem Jubeljahr sollten alle zu ihren Sippen und ihrem Grundbesitz zurückkehren, Sklaven sollten freigelassen, Äcker nicht bestellt und verpfändetes Land zurückgegeben werden (3. Buch Mose 25, 8–55). Das Blasen des Widderhorns, des Schofar, war das akustische Signal für ein solches Erlassjahr: eine „Stunde Null“, um die Zeit von Neuem beginnen zu lassen.⁰⁴

Etymologisch verband sich über die Jahrhunderte der hebräische *jobel* mit dem lateinischen *inubilare* zum inzwischen praktizierten Jubiläum. Die römische Papstkirche bezog sich auf das alttestamentarische Vorbild, als Papst Bonifatius VIII. das Jahr 1300 zu einem Heiligen Jahr

01 Vgl. Brian Rotman, *Signifying Nothing. The Semiotics of Zero*, Stanford 1996; Robert Kaplan, *Die Geschichte der Null*, München–Zürich 2004².

02 Vgl. etwa Marko Demantowsky, *Vom Jubiläum zur Jubiläumitis*, in: *Public History Weekly* 11/2014, <https://public-history-weekly.degruyter.com/2-2014-11/vom-jubilaem-zur-jubilaemitis>; Martin Sabrow, *Zeitgeschichte als Jubiläumsreigen*, in: *Merkur* 789/2015, S. 43–54.

03 Giacomo Leopardi, *Das Gedankenbuch. Aufzeichnungen eines Skeptikers*, hrsg. v. Hanno Helbling, München 1985, S. 21.

04 Vgl. Gerhard Dohrn-van Rossum, *Jubiläum*, in: Friedrich Jaeger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 6, Stuttgart–Weimar 2007, Sp. 52–56.

erklärte, in dem für Rompilger ein vollständiger Sündenablass zu erlangen war.⁰⁵ Die Heiligen Jahre sollten zunächst nach mosaischem Vorbild und streng mathematischer Teilbarkeit zunächst alle 100, dann alle 50 Jahre stattfinden. Schon im 15. Jahrhundert wurde der Rhythmus auf 25 Jahre verkürzt – und falls nötig, wurde auch mal ein Heiliges zwischendurch und außer der Reihe eingefügt.⁰⁶ Diese Praxis zeigt aber schon eine andere Ausrichtung an. Neben die Aufhebung der Zeit, die Vergebung der Sünden und die runde Zahl trat nun auch die Ökonomisierung der Aufmerksamkeit. Für das Papsttum und die Stadt Rom waren (und sind bis heute) die Heiligen Jahre ein gutes Geschäft. Glücklicherweise kann sich daher ein Ort schätzen, der eine Institution beherbergt, die die Stellvertretung Gottes auf Erden samt monopolisierter Heilsgarantie für sich beansprucht.

Schon sehr früh manifestiert sich in der Praxis der Jubiläumsfeierlichkeiten eine Einsicht, für die man wahrlich keine Marketingabteilung benötigt: Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, und Jubiläen können zu ihrer Steuerung wirksam beitragen. Vergangenheitsbewirtschaftung entwickelt sich zu einem lukrativen Geschäftsmodell.⁰⁷

Das gelang noch besser und noch umfanglicher, als sich das Jubiläum von der kalendarischen Zeit ablöste und an die historische Zeit anheftete.⁰⁸ Auch hierfür sind die Heiligen Jahre der Papstkirche bedeutsam. Denn weil die protestantischen Kirchen nicht wie der Papst von der Garantie des Heils und dem Ablassversprechen profitieren konnten, mussten sie ihre eigene Tradition begründen und auf Geschichte setzen. Das Phänomen des neuzeitlichen historischen Jubiläums ist daher wohl mit dem ersten Reformationsjubiläum im Jahr 1617 anzusetzen.⁰⁹ Seither wird nicht einfach an die Tatsache

erinnert, dass (Schöpfungs-)Zeit vergeht, sondern dass sich Geschichte ereignet. Das mag auch eine Begründung dafür sein, weshalb das historische Jubiläum eine stetig wachsende Bedeutung erfährt: Anstatt der Tatsache zu gedenken, dass Zeit (durch den Schöpfer) für uns gemacht und gegeben wird, feiern wir den Umstand, selbst unsere Zeit und unsere Geschichte zu machen. Und wenn sich dies auf vorteilhafte Weise zu einem geldwerten Vorteil verarbeiten lässt, werden sich wohl nur notorische Kapitalismuskritiker beschweren.

Das Teilprojekt Historisierung war im Rahmen des Metaprojekts Aufklärung einst dazu angetreten, religiöse Antworten nach dem „Woher kommen wir?“ („Und wo gehen wir hin?“) durch eine empirisch fundierte Alternative abzulösen. Anstatt in der Vertikalen nach Auskünften zu suchen, sah man sich nun in der Horizontalen um. Aber ähnlich wie im Rahmen des Gesamtvorhabens namens Aufklärung war wohl auch in der Unterabteilung Historisierung lange Zeit nicht aufgefallen, dass an die Stelle der Fetischisierung göttlicher Schöpfermacht nun die Fetischisierung des Historischen trat.

IDENTITÄTEN IN DER RÜCKKOPPLUNGSSCHLEIFE

Die neue Fetischisierung, wie sie sich in der Verehrung der Null manifestiert, scheint sich immer weiter in die Höhe zu schrauben. Jubiläen kommen sich selbst schon zuvor, weil die wichtigen Veröffentlichungen, Bücher, Fernsehdokumentationen und Ausstellungen inzwischen deutlich vor dem eigentlichen Jubiläum auf dem Markt sein müssen, um in der allgemeinen Reizüberflutung noch wahrgenommen zu werden. Rückkopplungsschleifen stellen sich ein, wenn nicht nur – wie im Falle des Luther- oder korrekter: Reformationsjubiläums 2017 geschehen – ein Jubiläumsgeschehen auf sich selbst zurückblickt,¹⁰ sich also schon selbst historisiert, sondern wenn diese Selbsthistorisierung so weit reicht, dass eine Jubiläumsfeierlichkeit selbst schon wieder Jubiläen gebiert.¹¹

¹⁰ Vgl. Hartmut Lehmann, 500 Jahre Reformation. Neuerscheinungen aus Anlass des Jubiläums, in: *Historische Zeitschrift* 1/2018, S. 85–131; Matthias Pohl, Jubiläumsliteratur? Zum Stand der Reformationsforschung im Jahr 2017, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 2/2017, S. 213–274.

¹¹ Vgl. Hartmut Lehmann, *Luthergedächtnis 1817 bis 2017*, Göttingen 2012. Dieses Buch ist fünf Jahre vor dem Reformationsjubiläum erschienen.

⁰⁵ Vgl. Arndt Brendecke, *Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmung und Wirkung*, Frankfurt/M.–New York 1999.

⁰⁶ Vgl. Gerhard Dohrn-van Rossum, Heiliges Jahr, in: Jaeger (Anm. 4), Bd. 5, Sp. 312–316.

⁰⁷ Exemplarisch: Ralph Bollmann, Luther. Ein Sommermärchen. Millionen Besucher, Milliarden Umsatz: Das Reformationsjubiläum wird ein Riesengeschäft. Und jeder will dabei sein, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 28. 8. 2016, S. 23.

⁰⁸ Vgl. Winfried Müller, Vom „papistischen Jubeljahr“ zum historischen Jubiläum, in: Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, S. 29–44.

⁰⁹ Vgl. Thomas Kaufmann, Reformationsgedenken in der Frühen Neuzeit. Bemerkungen zum 16. bis 18. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 3/2010, S. 285–324.

Gedenktage und Jubiläen sind also in der Lage, in unsere linearen Zeitmodelle retardierende Schleifen einzubauen, die eigentlich mehr irritieren müssten, als sie das tatsächlich tun. Unter der Ägide einer sich selbst als weitgehend säkular, weitgehend rational und weitgehend ökonomisch verstehenden Kultur müssten regelmäßig wiederkehrende Besinnungen auf Geschehnisse eigentlich als Fremdkörper wirken. In die vermeintlich eindeutige, homogene, unidirektionale Bewegung der Zeit, aus der Vergangenheit kommend und sich in die Zukunft bewegend, werden zirkuläre Abzweigungen eingelassen. Der Zeitpfeil wird mit kreisförmigen Ornamenten garniert.

Eine „moderne“ Auffassung von Zeit scheint solcherart durch ein „traditionelles“ Zeitverständnis in Unruhe gebracht zu werden. Denn, so meinen wir zu wissen, während sich „moderne“ Gesellschaften linear in eine offene Zukunft hineinbegeben, drehen sich „traditionelle“ Gesellschaften zirkulär im Kreis des Immergleichen. Diese Entgegensetzung ordnet sich ein in die Kategorisierung des französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss, der von „kalten“ und „heißen“ Gesellschaften gesprochen hat, von denjenigen, die auf Beständigkeit Wert legen, und denjenigen, die Neuerungen bevorzugen.¹² Das Beispiel Jubiläum zeigt – wie viele andere Phänomene auch –, dass häufig Mischformen zu beobachten sind, die vielleicht gerade erst die Dynamik provozieren, die man ausschließlich der „modernen“ Existenzweise zuzurechnen geneigt ist.

Neben die Fixierung auf rhythmisiert wiederkehrende Ereignisse und die Ökonomisierung der Aufmerksamkeit treten noch weitere Probleme im Kontext einer ausgefeilten Jubiläumskultur.

Der erste Satz meines Textes lautet: „Wir schreiben das Jahr 2020.“ Das sollte man sich vielleicht auf der sprichwörtlichen Zunge zergehen lassen. Nicht, weil es sich bei dieser trivialen Aussage um eine irgendwie herausragende Formulierung handeln würde, sondern weil sie selbstentlarvend ist. Denn in der Tat: *Wir schreiben*. Da ist ein *Wir*, das (für sich) festlegt (also *festschreibt*), dass nach einer bestimmten Zähl- und Datier- und Erzählweise nun ein bestimmtes Jahr sei.

Und die anderen „Wirs“? Und die anderen Zähl- und Datier- und Erzählweisen? Kommen

die da auch vor? Wenn Jubiläen von Daten und Zahlen und Nullen abhängen, sind sie dann nur für bestimmte Wirs von Bedeutung?

An dieser unscheinbaren Formulierung, dass wir das Jahr 2020 schreiben, lässt sich ersehen, wie falsch der Gedanke ist, historische Jubiläen hätten etwas mit historischer Rückvergewisserung oder gar geschichtlicher Bewusstseinsbildung zu tun. Dem ist selbstredend nicht so. Es geht vielmehr – neben den bereits genannten Punkten – wesentlich um gegenwartszentrierte Identitätsproduktion. Solcherart werden traditionelle Geschichtsbilder weitergetragen. Denn die historische Jubiläumskultur ist nicht nur personenfixiert, weshalb es irgendwie immer noch große (weiße, tote) Männer sind, die Geschichte machen. Zusätzlich wird über Jubiläen weiterhin in einer national aufgeladenen Manier gesprochen, wenn diese Jubiläen immer noch und immer wieder daraufhin befragt werden, was sie denn im Guten wie im Schlechten für dieses Kollektiv bewirkt haben.

Wie bedeutsam Gedenkveranstaltungen für die kollektive Identitätsbildung sind, lässt sich an dem kriegstreibenden Potenzial ersehen, das ihnen eigen ist.¹³ Ein Beispiel unter vielen ist die Rede von Slobodan Milošević anlässlich der 600-Jahr-Feier der Schlacht auf dem Amsfeld am 28. Juni 1989 – ein bedeutsames Ventil für den serbischen Nationalismus und den folgenden Ausbruch des Jugoslawien-Krieges.

ALTERNATIVE JUBILÄEN?

Nun scheint der Eindruck nahezuliegen, ich wollte am (historischen) Jubiläum kein gutes Haar lassen. Dem möchte ich widersprechen (und damit mir selbst). Ich habe nichts gegen Jubiläen. Ich habe nur etwas gegen die dominierende Praxis des Jubilierens, gegen ihre vorherrschenden Charakterzüge der Kommerzialisierung, Personalisierung, Nationalisierung und Ereignisfixierung.

Die Gefahr, die mit repetitiven Gedenktagen verbunden ist, liegt auf der Hand. Wiederholung kann zu Übermüdung führen, im schlimmsten Fall gar zu Ablehnung. Nachdem ein Thema sei-

¹² Vgl. Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt/M. 1973.

¹³ Vgl. Johannes Burkhardt, *Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg*, in: ders. (Hrsg.), *Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart*, München 2000, S. 91–102.

nen Neuigkeitswert verloren hat, besteht die akute Gefahr, dass es nur noch als Pflichtübung abgeleistet wird, aber damit ein *Gedenken* der Inhalte gerade nicht mehr stattfindet.

Die weltweit etablierte Gedenkkultur, mit all ihren Spezifika und regionalen Eigenheiten, steht also vor einem echten aufmerksamkeitsökonomischen Dilemma: Einerseits ist es gelungen, bestimmte Themen und Ereignisse über den Weg der Jubiläen fest in der Öffentlichkeit zu verankern, ihnen regelmäßige mediale Berichterstattung zukommen zu lassen und damit nicht zu einem ereignisabhängigen, sondern regelmäßig wiederkehrenden Thema zu machen. Andererseits birgt gerade die regelmäßig wiederkehrende Behandlung eines Gedenkthemas die Gefahr jeder Routinisierung, dass nämlich Aufmerksamkeit schwindet, sobald sie in den immer gleichen Abständen zu den immer gleichen Gegenständen eingefordert wird.

Daher lohnt es sich, die Frage zu stellen, ob Gedenktage tatsächlich der angemessene und beste Weg sind, um Aufmerksamkeit für einen bestimmten (historisches) Thema zu erzeugen, oder ob nicht andere Wege versucht werden sollten. Und es lohnt sich die Frage, ob andere Wege überhaupt möglich sind. Denn Gedenktage funktionieren gerade wegen der Magie der Null, gerade wegen ihrer Vorhersehbarkeit, gerade aufgrund der Tatsache, dass der Aussage „100 Jahre Wasauchimmer“ an sich schon ein Nachrichtenwert zukommt, ganz unabhängig davon, was dieses Wasauchimmer ist. Der historische Sachbuchmarkt zeigt es ja in aller Deutlichkeit: Einen erheblichen Teil seiner Produktion verdankt er genau dieser routinisierten Gedenkkultur.

Wie wäre es also, Jubiläen zu feiern, die tatsächlich zu einer gegenwärtigen Beschäftigung mit vergangenen Zuständen passen, die uns heute auch inhaltlich etwas zu sagen haben – und die sich nicht darauf beschränken, ein historisches Früher jubiläumsmäßig solange auszusaugen, bis nichts mehr davon übrigbleibt?

Ich will daher gar nicht übersehen, dass es durchaus andere Möglichkeiten gibt, mit Jubiläen umzugehen. Sie könnten genutzt werden, um Themen zu ventilieren, die ansonsten eher im Hintergrund verkümmern würden.

Man könnte sich von einer Fixierung auf die Null lösen und Jubiläen in den Mittelpunkt stellen, die nicht der runden Zahl gehorchen, die aber zeigen, welcherart unsere Gegenwart mit vergangenen Zeiten verstrickt ist. Man könnte eine Aufmerksamkeitsökonomie um Jubiläen in den

Mittelpunkt rücken, die uns heute etwas lehren könnte und nicht einer rhythmisierten Rückkopplungsschleife gehorcht.

Ich bin mir gänzlich darüber im Klaren, dass eine alternative Jubiläumskultur schon deswegen spinnert erscheinen muss, weil sie sich schwerlich verkaufen lässt – aber ich will wenigstens nicht auf die Möglichkeit verzichten, mir das einen Moment lang vorzustellen.

Ein interessantes Beispiel ist ausgerechnet der Internet-Konzern Google, der auf der Startseite seiner Suchmaschine ab und an sogenannte Google-Doodles platziert. Zu bestimmten Anlässen wird das Google-Logo verändert, um die Aufmerksamkeit auf Dinge zu lenken, die nicht dem Gedenkkalender gehorchen, sondern der Dringlichkeit eines Themas. Am 26. Juni 2020 wurde beispielsweise des 78. Geburtstages von Olive Morris gedacht, einer 1979 verstorbenen britischen Aktivistin gegen Rassismus. Am 23. Juni gab es einen Doodle zum 141. Geburtstag von Hudā Scha‘rāwī, einer ägyptischen Feministin und Pionierin der Frauenbewegung. Solche Google-Doodles haben etwas für sich, nämlich das eindeutige Überraschungsmoment. Die Frage drängt sich auf, wer ist das, dem da gedacht wird? So gänzlich ohne Nullen und ohne bereits vorgeformtes Jubiläumswissen?

EINE THEORETISCHE HERAUSFORDERUNG

Vielleicht lauert in solchen Formen doch noch die eine oder andere Möglichkeit für Jubiläen – auch wenn ich mir relativ wenig Illusionen mache bezüglich ihrer tatsächlichen Nutzung. Denn die Bewirtschaftung des seltenen Guts namens Aufmerksamkeit ist dann doch anders ausgestaltet und richtet sich nicht nach theoretischen Wünschbarkeiten.

Aber wenn es diese Aufmerksamkeitsökonomien nicht gäbe, dann, ja dann ... – dann würden historische Jubiläen sich nicht darin erschöpfen, entweder in einem präsentischen Sinn die Vergangenheit zur Beschreibung oder gar zur Bestätigung der Gegenwart zu degradieren oder in einem antiquarischen Sinn diese Vergangenheit in ihrem separierten Eigenleben belassen zu wollen.

Dann ließe sich dem Irritationspotenzial hinreichend Raum geben, das auch historische Jubiläen entfalten können. Mit anderen Worten: Wir wissen nie, welche Möglichkeiten und Wirklichkeiten in den Vergangenheiten noch schlummern, von de-

nen wir heute noch gar nichts ahnen, die uns aber in absehbarer oder auch fernerer Zukunft durchaus beschäftigen können. Dieses Irritationspotenzial vergangener Zeiten für eine Gegenwart muss man aber auch zulassen können, nicht zuletzt, indem man an das Vergangene nicht nur Fragen stellt, deren Antworten schon längst feststehen, sondern indem man sich die Frage stellt, welche Fragen man denn in einer Vergangenheit gestellt hat.

Doch genau das geschieht viel zu selten. Historische Jubiläen werden vornehmlich als Sprungbrett benutzt, um vermeintlich historisch informiert in die Vergangenheit einzutauchen; sie werden zur passiven Folie, um der Vergangenheit flugs etwas zuzuschreiben, das sich in unserem eigenen Hier und Jetzt ganz gut ausmacht. Wie bei anderen Fremdheitserfahrungen, so geht es auch bei Jubiläen häufig um Anpassung an die gegebenen (gegenwärtigen) Verhältnisse, aber nicht um die Verunsicherung durch das Fremde (Vergangene).

Mir würde es bereits genügen, die Möglichkeit der Irritation durch das historische Jubiläum zu seinem Recht kommen zu lassen. Denn entgegen subkutaner Einschätzungen ist es weit weniger klar, was ein Jubiläum auch und gerade in theoretischer Hinsicht sein könnte, als man gemeinhin vermuten würde.

Wie sieht es beispielsweise aus mit dem Verhältnis von Einmaligkeit und Regelmäßigkeit? Wie ist es möglich, ein jubiläumsartig gefeiertes Ereignis begreifen, bezeichnen und sogar einordnen zu können, obwohl es sich doch um eine Einzigartigkeit handeln soll? Oder wie sieht es aus mit dem Verhältnis von Gegenwärtigkeit und Nachträglichkeit? Wie ist es möglich, ein historisches Ereignis als Jubiläum zu feiern, dessen Sich-Ereignen immer nur dadurch zum Thema gemacht werden kann, dass man es einer schriftlichen, bildlichen oder sonstwie zeichnerischen Beschreibung zuführt – und zwar immer erst im Nachhinein? Aus diesen und einigen anderen Schwierigkeiten, die einem das Jubiläum eigentlich aufgibt, ließe sich durchaus Kapital schlagen, um dem Verhältnis der Zeiten auf den Grund zu gehen, um zu eruieren, wie wir mit anderen Zeiten umgehen wollen.

Jubiläen hätten das Potenzial, zu einer Inversion der Zeiten zu führen. Als Knotenpunkt, als Relativum ohne eigene Substanz, ist es dazu in der Lage, das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft nicht nur immer wieder auszutarieren, sondern beständig infrage zu stellen. Das wäre möglich, wenn auch die anderen Verzeitun-

gen bedacht würden, die Ereignisse und deren Jubiläen mit sich bringen, wenn man heute schon bedächte, welche Jubiläen zukünftig mit Blick auf heutige Entscheidungen begangen würden, wenn man sich fragte, ob auch in anderen Ländern Jubiläen begangen werden, die ein bestimmtes Wir des Feierns für wert erachten. (Schließlich hat jede gefeierte Schlacht nicht nur einen Sieger, sondern auch einen Verlierer.)

CODA

Wir schreiben bald das Jahr 2021. Auch das eine durchaus jubiläumsbegünstigende Jahreszahl. Auch daraus lassen sich hübsche palindromische Daten formen. Vor allem aber werden im kommenden Jahr die heute noch so bedeutsamen und nach Aufmerksamkeit heischenden Jubiläen schon unbedeutend geworden sein und Staub angelegt haben.

Bis siebenmal sieben Jahre ins Land gezogen sind, die historische Erinnerung wiederbelebt werden kann, die letzte Gedenkveranstaltung schon so lange her ist, dass sich nur noch die Alten daran erinnern können und der Prozess von Erinnerung und Erneuerung wieder von vorne beginnen darf. Das Widderhorn kann wieder hervorgeholt und geblasen werden. Und auch diesmal wird – fraglos mit großer Berechtigung – betont werden, dass diesem wie auch immer zu bezeichnenden historischen Ereignis, das nun nicht mehr nur 50, sondern bereits 100 Jahre zurückliegt, gänzlich neue Bedeutungen abgewonnen werden können. Und auch diesmal wird, nicht minder berechtigt, betont werden, wie bedeutsam dieses vergangene Ereignis für das Verständnis der Gegenwart ist. Und auch diesmal wird diese Bedeutsamkeit durch eine nicht nur hinreichende, sondern sogar überschüssige Anzahl medialer Angebote befriedigt werden. Und auch wenn dieses Gedenken mit dem Hauch einer Ahnung versehen sein mag, all das geschehe zum ersten Mal, so wird man doch wissen können, dass alles schon einmal geschehen ist, und nun alles wieder von vorne beginnt.

ACHIM LANDWEHR

ist Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit und Dekan der Philosophischen Fakultät an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

achim.landwehr@hhu.de

DAS HISTORISCHE JUBILÄUM

Zur Karriere einer Zeitkonstruktion

Winfried Müller

Als das EU-Parlament 2019 mehrheitlich dafür stimmte, 2021 letztmalig zweimal im Jahr eine Zeitumstellung vorzunehmen, war diese Debatte über die Sommerzeit eines der eher seltenen Beispiele dafür, dass „Zeit“ als eine von politischen Entscheidungen und gesellschaftlichem Konsens abhängige Kategorie erkennbar wird. Gemeinhin werden lebensweltliche Zeitkategorien eher als naturwüchsig wahrgenommen. Tatsächlich aber bewegen wir uns in exakt vermessenen Zeiträumen, in denen seit dem 19. Jahrhundert Standardzeiten eingeführt und mehrere Staaten zu Zeitzonen zusammengefasst wurden.⁰¹ Das innerhalb der Zeitzonen gültige Maß der Stunde hat dabei ebenso seine eigene Geschichte⁰² wie die heute gültige Jahreszählung „n. Chr.“ oder, in der säkularisierten Variante, „nach unserer Zeitrechnung“. Und was die Tageszählung betrifft, dauerte es relativ lange, bis sich die uns geläufige digitale, in Ziffern ausgedrückte Datierung durchsetzte und damit in der Regel vom christlichen Jahres- und Heiligenkalender abgeleitete Orientierungstage ablöste.

Die moderne Datierung nach Jahr und Tag ist allerdings die Voraussetzung dafür, dass historische Erzählungen in Zahlen übersetzt werden können, mit denen Präzision und Faktizität gleichermaßen signalisiert werden, und die dann wiederum eine eigene Suggestionskraft entfalten, Narrative und Traditionen begründen. Ein prominentes Beispiel hierfür ist der 31. Oktober 1517, der Tag also, an dem Luther seine Thesen angeschlagen haben soll und der allgemein für den Beginn der Reformation steht. Zwischenzeitlich bestritten, wurde erst jüngst wieder versucht, den legendären Thesenanschlag erneut zu authentifizieren.⁰³ Fakt bleibt allerdings, dass dieser in der protestantischen Erinnerungskultur des gesamten 16. Jahrhunderts keine Rolle spielte. Die Geburtsstunde des 31. Oktober als Reformationstag schlug erst 1617: Exakt 100 Jahre nach der Publikation der Thesen riefen die lutherischen und reformierten Landeskirchen in zahlreichen deut-

schen Territorien ein Reformationsjubiläum aus, dessen Beginn auf den 31. Oktober 1617 festgelegt wurde. Es wurde also ein Jahrestag ins Zentrum der Erinnerung gestellt und zugleich wurde dieser mit der Hervorhebung der 100. Wiederkehr des Beginns der Reformation jubiläumszyklisch getaktet. 1617 war solch ein Jubiläum als Kulminationspunkt einer anniversarisch unterfütterten Erinnerungskultur noch ein ziemliches Novum, das gleichzusetzen ist mit dem Durchbruch der modernen historischen Jubiläumskultur.⁰⁴

ENTWICKLUNGSPHASEN DES HISTORISCHEN JUBILÄUMS

Genese von Jubiläumszyklus und Jubiläumsintervall

Betrachtet man die Geschichte des Jubiläumszyklus, so ist zunächst die Tiefenschicht des Alten Testaments mit Levitikus 25, 8–55 und das auf sieben Sabbatzyklen, also nach 49 Jahren, folgende 50. Jahr aufzurufen.⁰⁵ In diesem sollte veräußerter Grundbesitz an seine alten Eigner fallen, und wer sich als Knecht verkauft hatte, durfte frei zu den Seinen zurückkehren. Dieses Jubeljahr sollte den Israeliten bewusst machen, dass sie und ihr Eigentum letztlich Jahwe selbst gehörten. Im christlichen Mittelalter wurde diese Erlasspraxis des Alten Testaments spirituell umgedeutet zur Vergebung von Sünden beziehungsweise der Befreiung des Menschen aus der Knechtschaft der Sünde. Die Praxis der Hervorhebung des 50. Jahres ging in der Wissenskultur des Mittelalters zwar nicht ganz verloren, allerdings dominierte eine Auffassung, die das Jubiläum aus chronologischen Zusammenhängen und vordefinierten Zeitrastern herauslöste: „Immer dann, wenn dem Gläubigen die Vergebung seiner Sünden zuteilwerde, sei für ihn ein Jubelfest.“⁰⁶ Worauf es bei der Entstehung der modernen Jubiläumskultur also zunächst ankam, war die bewusste Engführung der zeitlich frei flottierenden Ablasspraxis mit dem Zeit-

zyklus des 50. Jahres. Diese Koordination erfolgte im Jahr 1300 mit der Einführung des Heiligen Jahres durch Papst Bonifatius VIII.: An einem besonderen Ort, in Rom, wurde in jubiläumszyklischer Form zunächst alle 100, bald alle 50 und schließlich alle 25 Jahre ein Zeitabschnitt als Gnadenzeit für die Erteilung eines vollkommenen Ablasses hervorgehoben. Diese Taktung war die genuine Leistung des päpstlichen Heiligen Jahres, des bis heute im Italienischen so bezeichneten *giubileo universale*. Allerdings handelte es sich bei diesem vom Papsttum verwalteten frommen Ereignis um kein historisches Jubiläum, vielmehr haben wir es mit einem von geschichtlichen Ereignissen völlig unabhängigen Zeitraster zu tun, das seit 1475 an die Quartale eines Jahrhunderts gebunden war: 1475, 1500, 1525 ... 2000.

Inkubationsphase des historischen Jubiläums

Worauf es im Hinblick auf die moderne Jubiläumskultur ankam, war also die Lösung des Zyklus von den Jahrhundertquartalen und die Verknüpfung mit historischen Ereignissen. Diese noch nicht systematisch erforschte Transformation des Jubiläums zum historischen Jubiläum lässt sich zeitlich im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert verorten, wobei zuletzt in kirchenreformerschen Kreisen des 15. Jahrhunderts begangene Personaljubiläen als Wurzel der modernen Jubiläumskultur hervorgehoben wurden. Diese per-

sonale Jubiläumskultur habe dann Impulse für die Universitäten gegeben,⁰⁷ die in der Tat eine, wenn nicht gar die entscheidende Institution für die Entstehung des historischen Jubiläums waren. Für dessen Inkubationsphase dürfen wir freilich noch nicht von Jubiläumsfeierlichkeiten großen Stils ausgehen, aber es häufen sich doch die ein Jahrhundert- und Jubiläumsbewusstsein belegenden Artefakte, etwa ein auf den 100. Jahrestag der Universitätsgründung beziehungsweise -eröffnung verweisendes Schmuckblatt in der Erfurter Universitätsmatrikel 1492 oder ein 1520 gedrucktes Vorlesungsprogramm in Rostock, in dem das 100. Jahr explizit als Jubiläumsjahr („anno centesimo jubilaeo“) bezeichnet wurde.⁰⁸ Für keines dieser Beispiele sind offizielle Jubiläumsfeiern nachweisbar, gleichwohl sind sie ein deutlicher Beleg dafür, dass im Übergang vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit in den Universitäten die Idee reifte, den Jubiläumszyklus für die Strukturierung der Eigengeschichte zu nutzen.

Take-off und Etablierung

Wenn zuletzt von der Inkubationsphase des historischen Jubiläums gesprochen wurde, so deshalb, weil erst später öffentliche Inszenierungen mit der Mobilisierung weiter Teilnehmerkreise, Festreden, Festschriften und Dokumentationen hinzukamen. Vorreiter bei dieser Etablierung des modernen historischen Jubiläums waren ausgangs des 16. Jahrhunderts die protestantischen Universitäten, die sich dabei dezidiert vom Heiligen Jahr und dem Ablasswesen der katholischen Kirche abgrenzten und den Jubiläumszyklus konfessionell aufluden. Bei den frühen, durch Festakte belegbaren Universitätsjubiläen in Tübingen, Heidelberg, Wittenberg und Leipzig, wo 1578, 1587, 1602 und 1609 der 100. beziehungsweise der 200. Wiederkehr der Universitätseröffnung gedacht wurde, polemisierten die protestantischen Theologen in ihren Festpredigten und -reden nämlich einerseits scharf gegen das „papistische Jubeljahr“ als Entstellung der alttestamentlichen Tradition. Andererseits wurde

01 Vgl. Gerald James Whitrow, *Die Erfindung der Zeit*, Hamburg 1991.

02 Vgl. Gerhard Dohrn-van Rossum, *Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitrechnung*, München 1992.

03 Vgl. Benjamin Hasselhorn/Mirko Gutjahr, *Tatsache! Die Wahrheit über Luthers Thesenanschlag*, Leipzig 2018.

04 Im Überblick: Winfried Müller, *Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion*, in: ders. (Hrsg.), *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, Münster 2004, S. 1–75; Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005; Martin Sabrow (Hrsg.), *Historische Jubiläen*, o. O. [Leipzig] 2015; Franz M. Eybl/Stephan Müller/Annegret Pelz (Hrsg.), *Jubiläum. Literatur- und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, Göttingen 2018. Zum nachfolgenden Phasenmodell vgl. Winfried Müller, *Das historische Jubiläum als Motor der Public History*, in: *Westfälische Forschungen* 2019, S. 55–67.

05 Vgl. Bernhard Schimmelpfennig, *Heiliges Jahr*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 4, Stuttgart 1999, Sp. 2024f.

06 Nikolaus Paulus, *Geschichte des Ablasses im Mittelalter. Vom Ursprunge bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*, Bd. 2, Darmstadt 2000² [1922/23], S. 34.

07 Vgl. Stefan Benz, *Das personale Jubiläum. Zur Vorgeschichte des institutionellen Jubiläums*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 2016, S. 187–219.

08 Vgl. Wolfgang Eric Wagner, *Die Erfindung des Universitätsjubiläums im späten Mittelalter*, in: Martin Kintzinger/Wolfgang Eric Wagner/Marian Füssel (Hrsg.), *Akademische Festkulturen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Zwischen Inaugurationsfeier und Fachschaftsparty*, Basel 2019, S. 25–54.

die eigengeschichtliche Nutzung des Jubiläumszyklus durch die protestantischen Universitäten als eine im Geiste christlicher Erneuerung vollzogene Jubelfeier deklariert. Diese Aneignungsstrategie war die entscheidende Weichenstellung dafür, dass die protestantischen Landeskirchen 1617 mit dem ersten Reformationsjubiläum⁰⁹ die stabilisierende und identitätsstiftende Kraft historischer Erinnerungsfeiern für sich nutzten. Dieses wesentlich von Sachsen angestoßene und auf eine reichsweite Öffentlichkeit abzielende jubiläumszyklische Reformationsgedenken blieb dann wiederum für die katholische Erinnerungskultur nicht folgenlos. Die katholische Partei polemisierte zunächst zwar gegen die evangelischen „Pseudojubiläen“ und beharrte damit auf der exklusiven Verbindung von Jubiläumszyklus und Heiligem Jahr. Diese Haltung wurde allerdings bereits nach wenigen Jahrzehnten von der Doppelstrategie überwunden, einerseits am Heiligen Jahr festzuhalten, andererseits den Jubiläumszyklus auch für die Eigengeschichte katholischer Institutionen einzusetzen. Voran ging hier der Jesuitenorden, der 1639/40 den 100. Jahrestag seiner Bestätigung durch den Papst feierte. Nachdem die Speerspitze der katholischen Reform das Eis gebrochen hatte, zogen auch die Klöster, Bistümer und nicht zuletzt die Universitäten der *Germania sacra* mit eigenen Jubiläumsfeiern nach.¹⁰

Pluralisierung und Affirmation

Dieser Take-off der historischen Jubiläumskultur war zunächst zwar vor allem von den Universitäten und den Kirchen geprägt, aber schon seit dem 17. Jahrhundert kündigte sich eine Pluralisierung der Inszenierungshoheit an. Das wohl früheste Beispiel hierfür ist das an den 200. Jahrestag der Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern erinnernde Leipziger Buchdruckerjubiläum von 1640, mit dem erstmals eine bürgerliche Berufsgruppe ein historisches Jubiläum veranstaltete.¹¹ Eine wichtige Rolle bei der bürgerlichen

Aneignung spielten ferner die Stadtjubiläen, deren Anfänge im ausgehenden 17. Jahrhundert liegen; im erzgebirgischen Annaberg wurde bereits 1697 der Stadtgründung gedacht.¹² Die große Zeit der bürgerlichen Jubiläumsinszenierungen wurde gleichwohl erst das 19. Jahrhundert, als Dienst-, Amts- oder Firmenjubiläen¹³ zu Taktgebern der privaten und öffentlichen Festkultur wurden.

Dieser Jubiläumsboom ist zum einen vor dem Hintergrund einer deutlichen Intensivierung von Zeiterfahrung und -wahrnehmung zu sehen. Feste Dienstzeiten, die sich bei Beamten bis heute im Jubiläumsdienstalter niederschlagen, der Ausbau der öffentlichen Verwaltung mit der präzisen Dokumentation von Geburts- und Sterbetag, von Schuleintritt und Eheschließung – dies alles präziserte die Lebenszeit in einem bislang nicht gekannten Ausmaß und arbeitete einem an messbaren Zeitintervallen orientierten Geschichtsdenken zu. Zum anderen ist der Jubiläumsboom des 19. Jahrhunderts aber auch auf die gewaltigen politischen Umbrüche der sogenannten Sattelzeit um 1800 zurückzuführen. Die Französische Revolution und das Ende des Alten Reiches wurden vielfach als massiver Traditionsverlust empfunden, und nicht zuletzt durch den jubiläumszyklischen Rekurs auf die Vergangenheit sollte jene Treue zu den Institutionen wiederhergestellt werden, deren Auflösung Aufklärung und Revolution angelastet wurde.

Vor diesem Hintergrund setzte sich der zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Säkularisation und das Ende der Reichskirche zunächst in die Defensive gedrängte Katholizismus über Bistumsjubiläen oder die Entdeckung von Winfried Bonifatius als Apostel der Deutschen wirkungsvoll in Szene. Parallel dazu erreichte im Protestantismus die Memoria Lutheri eine neue Dimension, etwa durch die Musealisierung Wittenbergs¹⁴ und durch unzählige Denkmalsetzungen mit dem 1868 enthüllten Wormser Lutherdenkmal als Kulminationspunkt. Zu den Kirchen gesellte sich im 19. Jahrhundert schließlich noch

09 Vgl. Wolfgang Flügel, *Konfession und Jubiläum. Zur Institutionalisierung der lutherischen Gedenkkultur in Sachsen 1617–1830*, Leipzig 2005.

10 Vgl. Astrid Schwerhoff, *Jubeljahre und Freudenfeiern. Studien zum katholischen Jubiläum in der Frühen Neuzeit*, Dissertation, Technische Universität Dresden 2020.

11 Vgl. Monika Estermann, „O werthe Druckerkunst/Du Mutter aller Kunst“. Gutenbergfeiern im Laufe der Jahrhunderte, Mainz 1999.

12 Vgl. Ulrich Rosseaux/Wolfgang Flügel/Veit Damm (Hrsg.), *Zeithrhythmen und performative Akte in der städtischen Erinnerungs- und Repräsentationskultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart*, Dresden 2005.

13 Vgl. Veit Damm, *Selbstrepräsentation und Imagebildung. Jubiläumsinszenierungen deutscher Banken und Versicherungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Leipzig 2007.

14 Vgl. Stefan Laube/Karl-Heinz Fix (Hrsg.), *Lutherinszenierung und Reformationserinnerung*, Leipzig 2002.

die Traditionsmacht der Monarchie, die den institutionellen Mechanismus des historischen Jubiläums für sich entdeckte. Nachdem sie mit der Französischen Revolution zur Disposition gestellt worden war, hatte sie nun aufs Neue ihre Legitimität und Funktionalität unter Beweis zu stellen. Zugleich mussten nach dem Ende des Alten Reiches innerhalb neu formierter Staatsgebiete verschiedene regionale und konfessionelle Kulturen integriert werden. Vor diesem Hintergrund veranstalteten die deutschen Fürstenhäuser immer häufiger historische Jubiläumsfeiern, um in der Bevölkerung monarchisches Bewusstsein und Landesidentität gleichermaßen zu verankern: Regierungs- und Ehejubiläen von Monarchen sind hier ebenso zu nennen wie die großen, 1880 beziehungsweise 1889 von den Häusern Wittelsbach und Wettin in Bayern und Sachsen veranstalteten Dynastiejubiläen.¹⁵ Diese monarchische Jubiläumskultur des 19. Jahrhunderts war in Deutschland einerseits einzelstaatlich-föderativ. Gleichzeitig gab es aber auch eine auf den Prozess der Nationsbildung verweisende Jubiläumskultur, die sich in erster Linie mit den Symbolfiguren der Kulturnation, ihren Erfindern, Malern, Dichtern und Denkern verband – Johannes Gutenberg, Albrecht Dürer, bald dann auch Goethe und Schiller; die 1859 deutschlandweit stattfindenden Feiern zu Schillers 100. Geburtstag waren eine der größten Jubiläumsveranstaltungen des 19. Jahrhunderts.

Erweiterungen: Jubiläumszyklisches Mahnen und Gedenken

Wenn die Leistungen und Verdienste der Dynastien und der „großen Söhne“ des Vaterlandes jubiläumszyklisch inszeniert wurden, so verweist das auf die grundsätzlich affirmative Qualität der Jubiläumskultur des 19. Jahrhunderts. Zugleich hatte diese exkludierenden Charakter, indem sie Feindbilder generierte. Bestes Beispiel hierfür sind die Erinnerungsfeiern an die Leipziger Völkerschlacht von 1813 im Vorfeld des Ersten Weltkriegs, als unter anderem 1913 im Rahmen der Einweihung des Völkerschlachtdenkmalts sowohl das nationale Gemeinschaftsbewusstsein durch einen zahlreiche deutsche Erinnerungsorte streifenden Sternlauf der deut-

schen Turnerschaft verstärkt als auch die „Erbfeindschaft“ gegenüber Frankreich reaktualisiert wurde. Mit Blick auf diese Überhitzung der Erinnerungsgemeinschaft wurde von einer nachgeordneten kriegstreibenden Rolle historischer Jubiläen gesprochen.¹⁶ Der Erste Weltkrieg als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ leitete aber auch eine Transformation der Erinnerungskultur ein, indem die „Sites of Mourning“¹⁷ in den Vordergrund gerückt wurden. Diese Entwicklung setzte sich dann vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust fort. Das historische Jubiläum konnte nicht mehr in der gewohnten Weise inszeniert werden. Nach dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch ging es vielmehr um die Betonung des Neuanfangs, der mit der Formel von der „Stunde Null“ auf den Punkt gebracht wurde. Dem auf ein Kontinuum des Erinnerns angewiesenen historischen Jubiläum schien damit die Basis entzogen. Freilich: Die Vergangenheit ließ sich nicht abschalten, und der institutionelle Mechanismus des historischen Jubiläums wurde auch in der Nachkriegszeit unvermindert ausgelöst.¹⁸ Allerdings wurde dabei nun gerade der Bruch mit alten Geschichtsbildern zum Thema – in der Absicht, neue Identität zu stiften und neue Kontinuitäten zu erschließen. Im Zuge dieser Neukartierung der deutschen Geschichte sah man 1948 beispielsweise den in der Vergangenheit negativ konnotierten und unter den Vorzeichen übersteigerter Frankophobie erinnerten Westfälischen Frieden von 1648 in neuem Lichte als positives Ergebnis einer internationalen Konfliktbewältigungsstrategie. Vor allem aber bot sich 1948 in beiden sich formierenden deutschen Teilstaaten die bislang nicht als jubiläumswürdig empfundene 1848er Revolution für die Elaborierung neuer, demokratischer Kontinuitätslinien in der deutschen Geschichte an. Nicht zu Unrecht wird dieses Jubiläum als der „Beginn deutsch-deutscher Geschichtspolitik“ apostrophiert – einer „asymmetrisch verflochtenen Pa-

¹⁵ Vgl. Simone Mergen, *Monarchiejubiläen im 19. Jahrhundert. Die Entdeckung des historischen Jubiläums für den monarchischen Kult in Sachsen und Bayern*, Leipzig 2005.

¹⁶ Vgl. Johannes Burkhardt, *Die kriegstreibende Rolle historischer Jubiläen im Dreißigjährigen Krieg und im Ersten Weltkrieg*, in: ders. (Hrsg.), *Krieg und Frieden in der historischen Gedächtniskultur. Studien zur friedenspolitischen Bedeutung historischer Argumente und Jubiläen von der Antike bis in die Gegenwart*, München 2000, S. 91–102.

¹⁷ Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural History*, Cambridge 1995.

¹⁸ Vgl. Martin Sabrow, *Jahrestag und Jubiläum in der Zeitgeschichte*, in: ders. (Anm. 4), S. 9–24, hier S. 16 ff.

rallelgeschichte“,¹⁹ die aufgrund der politischen Konkurrenzsituation zur Entwicklung erinnerungspolitischer Differenzkriterien nötigte. Exemplifizieren lässt sich dies unter anderem an einem Anniversarium, dem 8. Mai,²⁰ der in der DDR bereits frühzeitig als Tag der Befreiung galt und bis 1967 gesetzlicher Feiertag war. Nicht zuletzt deshalb war seine Aneignung als Gedenktag in der alten Bundesrepublik schwierig: Im pluralistischen Kampf um das Gedächtnis wurde er eben auch als Tag der militärischen Niederlage, als der Beginn der Fragmentierung Deutschlands in Besatzungszonen und der deutschen Teilung, als die Geburtsstunde des Ost-West-Konflikts und als Auslöser für Flucht und Vertreibung bei Kriegsende gesehen. Erst die berühmte, Anniversarium und Jubiläum verschränkende Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag des Kriegsendes brachte eine klare Deutung als Tag der Befreiung.

KARRIERE EINER ZEITKONSTRUKTION

So sehr das jubiläumszyklische Mahnen und Gedenken für das historische Jubiläum nach 1945 eine bedeutende Erweiterung seines Anwendungsbereiches brachte, so wird dieses im privaten und öffentlichen Raum nach wie vor hauptsächlich als positiv konnotierte Jubelfeier begangen, ist Anlass für Lob, Ehrung und Traditionstolz. Und im Zusammenspiel sowohl der kritischen als auch der affirmativen Varianten des Erinnerns sind historische Jubiläen die Schwungräder für so gut wie alle Inszenierungsformen von Geschichte im öffentlichen Raum: Öffentlicher Festakt, historischer Festzug, Reenactment, Festschrift und wissenschaftliche Tagung, Ausstellungen und Museumsprojekte, Fernsehserien und Spielfilme, Restaurierung von Artefakten und Denkmalschutz, Denkmalsetzung, Gedenkstättenpolitik – kurzum: jede Variante von Geschichte in der Öffentlichkeit wird im Zeittakt der Jubiläen inszeniert und mit Bedeutung aufgeladen.

19 Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*, Darmstadt 1999, S. 39, S. 8. Der Ansatz der „asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte“ geht auf Christoph Kleßmann zurück.

20 Vgl. Jan-Holger Kirsch, „Wir haben aus der Geschichte gelernt“. Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland, Köln 1999.

Die Gründe für diese Karriere wurden teilweise bereits angedeutet. Zunächst einmal hatte bereits das Heilige Jahr vorexerziert, dass sich in Verbindung mit bestimmten Vergünstigungen – im Falle des *giubileo* war das der Sündennachlass, im profanen Sinne wurden es später Ehrungen und Gratifikationen – durch die periodische Auszeichnung eines Zeitraums und eines Orts große Teilnehmerkreise mobilisieren lassen. Dieser auffallende Mobilisierungseffekt und damit verbundene gemeinschafts- und identitätsstiftende Erwartungen gaben dann den Impuls für die eigengeschichtliche Nutzung des Jubiläumszyklus durch Institutionen und Personen. Dazu kam im 19. Jahrhundert eine durchgreifende Regulierung des privaten und öffentlichen Lebens durch die Zeitmessung. Auch das dürfte ein Grund für den durchschlagenden Erfolg des an der Jubiläumszahl orientierten Benchmarking im historischen Wettbewerb sein, zumal es sich bei dieser Fixierung auf Zahlen und der Skalierung der Geschichte um universale Praxen handelt. Dies hat wiederum zur Folge, dass sich Jubiläumsanlässe im synchronen wie im diachronen Sinne fast schon beliebig vermehren lassen. Letztlich sind so gut wie alle Segmente des privaten und öffentlichen Lebens jubiläumstauglich, und Jubiläen werden schon längst nicht mehr nur im Rhythmus der sozusagen klassischen Jubiläumszahlen 25, 50 oder 100 begangen. Bereits im 19. Jahrhundert sind Zehnerschritte üblich geworden. Neben 40- oder 70-Jahrfeiern – man denke an das 70-jährige Jubiläum der Berliner Luftbrücke 2019 – führt das angestrebte Bemühen um Traditionsbildung aber auch zu willkürlichen Jubiläumseinheiten. Die Recherche bei Youtube führt jedenfalls rasch zu Drei- oder Siebenjahresfeiern, die als Jubiläen ausgewiesen werden.

Man könnte an dieser Stelle auch von Zahlenfetischismus sprechen, hinter dem sich letztendlich ein Geschichtsverständnis verbirgt, wie man es mit einem überholten, auf das Pauken von Jahreszahlen fixierten Geschichtsunterricht verbindet: „Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffren, deren lebendige Bedeutung niemand mehr kennt und die man mit Schulstolz nachplappert“. ²¹ Aber es gilt eben auch, dass Jubiläen „medientaugliche“ ²² Zäsuren kreieren und dort, wo die Fach-

21 Heinrich Heine, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, Leipzig 1970 [1834], S. 141 f.

22 Sabrow (Anm. 18), S. 20.

wissenschaft von historischem Wandel, Sattelzeiten, Kontingenz und Transformationsprozessen spricht, mit dem scharfen Cut und der Fokussierung auf symbolträchtige Figuren und Ereignisse öffentliches Interesse an Geschichte wecken. Dass diese Methode der Kontingenzbewältigung durch Komplexitätsreduzierung durchaus von Erfolg gekrönt ist, das zeigen in jüngerer Zeit die Publikationen von Florian Illies und Frank Bösch, die die bis dato noch nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stehenden Jahre 1913 und 1979 als Zäsuren extrapolierten, die im einen Fall dem sich zum 100. Mal jährenden Ersten Weltkrieg, im anderen der Unübersichtlichkeit der Welt von heute vorausgingen.²³ Wenn Böschs „Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann“ entlang einer ganzen Reihe von 40. Jahrestagen – der Bogen wird von der Iranischen Revolution über den ökonomischen Kurswechsel in China, von der Wahl Maggie Thatchers und dem Siegeszug des Neoliberalismus über die Polenreise Papst Johannes Pauls II. geschlagen – ein jubiläumzyklisches Narrativ entwickelt, so wird man konzedieren, dass das Jahr 1979 tatsächlich mit gravierenden Umbrüchen enggeführt werden kann. Gleichzeitig könnte man aber auch einwenden, dass letztlich jedem sich rundenden Jahr besondere Bedeutung zugeschrieben werden kann, wenn man denn nur die in dieses Jahr fallenden Ereignisse durch systematisches Googlen bündelt und in ein Narrativ – „was ich unbedingt noch erzählen wollte“²⁴ – einbettet. Auch das bislang unscheinbare Jahr 1913 lässt sich dann im Vorfeld des 100. Jahrestages des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs als „Vorkrieg“²⁵ mit einem Surplus an Bedeutung aufladen. Letztlich aber erklärt die Tatsache, dass ein Ereignis 100 oder 40 Jahre, nicht aber 101 oder 39 Jahre zurückliegt, für sich genommen nichts, sondern verdeckt nur die Tatsache, dass es sich beim Jubiläumzyklus um ein willkürlich gesetztes Datennetz handelt; wäre Böschs Buch 2018 erschienen und wäre das Referenzjahr 1978 gewesen, wäre eben nicht die Polenreise, sondern die Wahl Karol Wojtylas zum Papst das Referenzereignis gewesen.

KRITIK UND ANALYTISCHES POTENZIAL

Hier setzt dann auch die Kritik an der „Jubiläumitis“²⁶ an – ein Begriff, der, über eine ironische Distanzierung vom Jubiläumsbetrieb hinausgehend, eine geschichtsdidaktische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des historischen Jubiläums und einer von Kalender und Zahlenfetischismus geprägten Geschichtskultur anstoßen will. Hinter dieser Skepsis gegenüber dem Hype von Jubiläumsjahren, dem ja in der Regel kühles Desinteresse an den eben noch inszenierten Personen und Ereignissen folgt, steht vor allem die keineswegs unberechtigte Befürchtung, dass es letztlich die Jubiläumarithmetik ist, die die Themen vorgibt, und dass die Eventisierung der Geschichte mithin zur Bedrohung für das Königsrecht einer jeden Wissenschaft, das Agenda Setting, werden kann.²⁷ Dazu kommen die Erwartungshaltungen der sich selbst inszenierenden Institutionen und Personen, die in der Regel nach wie vor eher auf Affirmation gestimmt sind. Das jubiläumzyklische Mahnen und Gedenken war jedenfalls lange Zeit der staatlichen Gedenk- und Identitätspolitik vorbehalten, Unternehmen und Institutionen wie Universitäten taten sich hingegen – oder tun sich immer noch – schwer, sich in der Jubiläumssituation auch den Schattenseiten ihrer Vergangenheit zu stellen. Wenn davon als Resümee abgeleitet wird, „anniversary moments do not seem to be the best time für scholarly innovation“,²⁸ spätestens dann sollte die kritische Reflexion über den automatisierten Jubiläumsmechanismus einsetzen.

Dass historische Jubiläen Forschungsimpulse geben können, ist von jeher nur einer ihrer Effekte, das ist sozusagen der fachwissenschaftliche Beifang der in eine Vielzahl von Veranstaltungs- und Erinnerungsformaten aufgefächerten historischen Jubiläumskultur. Grundsätzlich sollte man sich dabei im Klaren sein, dass Jubiläen nur bedingt darüber informieren, „wie es einmal gewesen ist“. Vor allem machen Jubiläumssituationen wie unter einem Brennglas die Zurichtung der

23 Vgl. Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt/M. 2012; Frank Bösch, Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann, München 2019.

24 Vgl. als Fortsetzung zu Illies (Anm. 23) ders., 1913 – Was ich unbedingt noch erzählen wollte, Frankfurt/M. 2018.

25 APuZ 12/2013, „Vorkrieg 1913“.

26 Marko Demantowsky, Vom Jubiläum zur Jubiläumitis, in: Public History Weekly 11/2014, <https://public-history-weekly.degruyter.com/2-2014-11/vom-jubilaem-zur-jubilaemitis>.

27 Vgl. ebd.

28 Jörg Arnold et al., Anniversaries, in: German History 1/2014, S. 79–100, hier S. 96.

Vergangenheit auf die Gegenwart sichtbar. Diesem Zeitkern, den zeittypischen Motiven und Bewusstseinslagen beim Zugriff auf die Geschichte, gilt das eigentliche kulturwissenschaftliche Interesse, wobei zwei Jubiläumsvarianten aus analytischer Perspektive besonders aufschlussreich sind.

Zum einen sind das vom Scheitern bedrohte oder gescheiterte Jubiläen, da sie Krisensymptome deutlicher als im historischen Alltag hervortreten lassen. Das war beispielsweise beim 40. Jahrestag der DDR im Wendejahr 1989 der Fall, das für die SED nachgerade zur „Jubiläumsfalle“²⁹ wurde: Die Bürgerbewegung nutzte die Jubiläumsfeiern als Bühne, die Staatsführung konnte hingegen um des Jubiläumserfolgs und ihres außenpolitischen Ansehens willen nicht mit jener Härte zurückschlagen, die sie unter sozusagen normalen Umständen gerne angewendet hätte.

Zum anderen verdienen jene historischen Jubiläen besonderes Interesse, an denen sich in der *longue durée* der Wandel von Geschichtsbildern und die Umwertung historischer Ereignisse erkennen lassen. Neben den angesprochenen Beispielen nach dem Zweiten Weltkrieg, dem 1948 begangenen Jubiläum der 1848er Revolution und des Westfälischen Friedens von 1648, liefern hier gerade auch die zentralen Jubiläen der zurückliegenden Jahre reiches Anschauungsmaterial. 2014 und 2018 stand beispielsweise bei der Erinnerung an den 100. Jahrestag von Beginn und Ende des Ersten Weltkriegs nicht mehr die frühere Historikergenerationen beschäftigende und in der Fischer-Kontroverse verdichtete Kriegsschuldfrage im Zentrum der Diskussion, sondern das eher auf nicht intentionale Faktoren im multilateralen Beziehungsgeflecht abhebende Schlafwandler-Narrativ bestimmte die Debatte.³⁰ Das 500. Reformationsjubiläum 2017 wiederum wollte sich bewusst von früheren Säkularfeiern – 1617, 1717, 1817, 1917 – abheben, deren „konfessionalistische und

nationalistische Akzente“ sollten dezidiert durch ein „integratives, ökumenisches, religionstolerantes, multikulturelles (...) ‚Jubiläum für alle‘“ abgelöst werden.³¹ Beredter Ausdruck dieser Absicht war es, dass Papst Franziskus im Vorjahr des eigentlichen Jubiläums, 2016, gemeinsam mit dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes Munib Younan in die Arena von Malmö einzog, unterlegt von der aus anderen Zusammenhängen bekannten und nun als Soundtrack der Ökumene apostrophierten Hymne „You’ll Never Walk Alone“. Dass dann 2017 der in früheren Reformationsjubiläen monumentalisierte Luther als Playmobil-Figur aus Plastik Karriere machte, gab Anlass zu der Anmerkung, dass der „berserkische Gottesbarbar“ und „Querdenker“ Luther in diesem entkonfessionalisierten Klima „entsorgt“³² worden und die Evangelische Kirche endgültig in der Pop- und Eventkultur angekommen sei. Gerade die seit 1617 regelmäßig geknüpften Erinnerungskette der Reformationsjubiläen verweist somit auf die Geschichtlichkeit und Selbstreferenzialität von Jubiläen. Hierbei liegt nicht nur die Eigengeschichte von Organisationen und Personen im Fokus, sondern mit dem Blick auf frühere Jubiläen wird die Inszenierungs- und Deutungsgeschichte selbst zum Thema gemacht, um vergangene Erfahrungen mit Interpretationen der Gegenwart und Erwartungen für die Zukunft in Beziehung zu setzen – in aller Regel mit der Überzeugung, dass das Jubiläum kein Verfallsdatum ist, sondern ein mit Hoffnungen und Wünschen besetzter Merkposten.

29 Nicole Völtz, Staatsjubiläum und Friedliche Revolution. Planung und Scheitern des 40. Jahrestags der DDR 1989, Leipzig 2009, S. 275. Vgl. auch Daniel Fischer, Stadtbürgerlicher Eigensinn im zentralistischen Einheitsstaat? DDR-Stadtjubiläen zwischen parteipolitischer Intention und kommunaler Selbstdarstellung, Dissertation, Technische Universität Dresden 2020.

30 Vgl. Sabrow (Anm. 18), S. 9f.; Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013.

31 Thomas Kaufmann, Der Sieg der Inszenierung – Impressionen zum 500. Reformationsjubiläum in bilanzierender Absicht, in: Wartburg-Jahrbuch 2017, S. 39–64, hier S. 40.

32 Ebd., S. 64.

WINFRIED MÜLLER

war bis 2019 Professor für Sächsische Landesgeschichte an der Technischen Universität Dresden und bis April 2020 Direktor des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden. winfried.mueller@tu-dresden.de

GESCHICHTE IN DER ÖFFENTLICHKEIT ANALYSIEREN

Jubiläen als Gegenstand von Public History und Angewandter Geschichte

Jacqueline Nießer · Juliane Tomann

Historiker*innen haben Jubiläen ausführlich in ihrer Entwicklung untersucht und uns vielfältige Einblicke in die historische Festkultur verschafft. Will man Jubiläen nicht nur in ihrer historischen Dimension, sondern auch als Gegenwartsphänomen verstehen, muss der Analyserahmen weiter gespannt werden – man greift sozusagen in eine andere Werkzeugkiste. Dafür eignen sich Public History und Angewandte Geschichte, die sich mit Geschichte in der Öffentlichkeit und ihrem Gegenwartsbezug befassen.⁰¹

Beide Begriffe prägen gegenwärtig den Diskurs um öffentliche Geschichtsdarstellungen im deutschsprachigen Raum. Hierzulande sind die Termini noch relativ jung, neu sind sie jedoch nur bedingt. Public History und Angewandte Geschichte haben eine Geschichte, die mehrheitlich Bezüge in den englischsprachigen Raum aufweist; in der deutschsprachigen Diskussion sind sie seit etwa 15 bis 20 Jahren in unterschiedlichen Konstellationen und wechselnder Intensität in Verwendung. Die aktuelle Präsenz beider Termini innerhalb und außerhalb deutscher Universitäten sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie sich in eine bereits bedeutend länger andauernde Auseinandersetzung mit der Gegenwart des Vergangenen in der Öffentlichkeit einreihen. Diese wurde bis dato jedoch meist unter Verwendung anderer Begrifflichkeiten, etwa im Rahmen der Geschichtsdidaktik, geleistet.

GESCHICHTSKULTUR UND ERINNERUNGSKULTUR

Zur Analyse der Repräsentationen von beziehungsweise des Umgangs mit Geschichte in der Öffentlichkeit etablierten sich im deutsch-

sprachigen geschichtsdidaktischen Diskurs zwei Kategorien: Geschichtsbewusstsein und Geschichtskultur. Karl-Ernst Jeismann prägte im Nachgang des Historikertages in Mannheim 1976 den Begriff „Geschichtsbewusstsein“, der zum Paradigma für die Disziplin wurde und inzwischen kanonischen Charakter hat.⁰² Das auf das Individuum bezogene Geschichtsbewusstsein wurde später um die Kategorie „Geschichtskultur“ ergänzt, die die kollektive Auseinandersetzung und das Aushandeln von historischen Repräsentationen in den Vordergrund rückt. Jörn Rüsen prägte den Begriff in besonderer Weise und versteht darunter den „Inbegriff aller kulturellen Praktiken, in denen im Rückgriff auf die Vergangenheit Orientierungsprobleme in der Gegenwart angegangen und gelöst werden. Damit werden Zukunftsperspektiven für menschliches Handeln eröffnet.“⁰³

Geschichtsbewusstsein und Geschichtskultur haben sich zwar für die Analyse des öffentlichen Umgangs mit Geschichte innerhalb der Geschichtsdidaktik etabliert, jedoch als Expertendiskurs die Disziplinengrenzen kaum überschritten. Dabei umfasste der sich seit den 1990er Jahren dynamisch entwickelnde Begriff „Erinnerungskultur“ ähnliche Überlegungen zur Analyse von Geschichte in der Öffentlichkeit, etwa als politisches Argument zur Legitimation von (Macht-)Verhältnissen beziehungsweise der Konstruktion von Gruppenidentitäten. Ähnlich der geschichtsdidaktischen Kategorie der Geschichtskultur wurde Erinnerungskultur in den Kulturwissenschaften zum Paradigma. Zu einem fruchtbaren Austausch oder zu Überlappungen zwischen den beiden sehr ähnlichen Konzepten kam es jedoch kaum; eine genaue Abgrenzung des inhaltlichen Geltungsbereiches zwischen beiden fällt daher

nicht leicht.⁰⁴ Während Erinnerungskultur für einige Diskursteilnehmer*innen weitgehend „synonym mit dem Konzept der Geschichtskultur“ ist,⁰⁵ gibt es auch Stimmen in der Diskussion, die in der Konkurrenz beider Begriffe eine „konstruktive wissenschaftliche Auseinandersetzung über konkrete Forschungsprobleme“ behindert sehen.⁰⁶

PUBLIC HISTORY UND ANGEWANDTE GESCHICHTE

Ähnlich schwer voneinander abzugrenzen wie Geschichts- und Erinnerungskultur sind die Begriffe „Public History“ und „Angewandte Geschichte“. Die Bezeichnung „Angewandte Geschichte“ könnte als „deutsches Äquivalent“ des englischen „Public History“ fungieren.⁰⁷ *Applied history* wäre jedoch die korrekte Übersetzung, und dieser Begriff ist im angloamerikanischen Diskurs auch anzutreffen. Rückgriffe auf Übersetzungen können die Verwobenheit der beiden Begriffe daher nur bedingt lösen – dies ist sicherlich einer der Gründe, weshalb die Termini seit ihrem Aufkommen über einen längeren Zeitraum häufig parallel verwendet werden. Die Bezeichnung der Arbeitsgemeinschaft für Angewandte Geschichte/Public History des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, die sich im September 2012 konstituiert hat, kann dafür als Indiz gelten, ebenso die Denomination der Professur Angewandte Geschichtswissenschaft – Public History in Heidelberg, die seit 2012/13 besetzt ist.

Die mangelnde Trennschärfe bei der Verwendung der Termini „Public History“ und „Angewandte Geschichte“ ist kaum abzustreiten, dennoch zeichnet sich im akademischen Feld eine deutliche Präferenz für den Begriff „Public History“ ab.⁰⁸ „Angewandte Geschichte“ hingegen findet häufiger im außerakademischen Bereich Verwendung, etwa bei Vermittlungs- und Bildungsangeboten oder im History Marketing.⁰⁹ Agenturen, die Unternehmensgeschichte recherchieren und schreiben, gebrauchen „Angewandte Geschichte“ heute ebenso selbstverständlich wie zivilgesellschaftliche Vereine. In diesen Agenturen und Vereinen sind es meistens Historiker*innen, die außerhalb der Universität mit Geschichte arbeiten. In den USA wurde der Begriff *applied history* 1909 von Benjamin Shambaugh, Professor für Politikwissenschaften an der University of Iowa, eingeführt. Im Vordergrund stand die Idee, mit geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen Gegenwartsprobleme zu lösen und den Anwendungsgedanken in die Ausbildung von Historiker*innen zu integrieren.¹⁰ Im deutschsprachigen Raum hat der Begriff „Angewandte Geschichte“ jedoch eine problematische Vorgeschichte, denn die Vorstellung einer spezifischen „Anwendung“ von Geschichte war im Rahmen völkischer Ideologien im frühen 20. Jahrhundert verbreitet.¹¹ In dieser Vorgeschichte könnte ein Grund für die Präferenz von Public History im deutschen Kontext liegen.

Neuerliche Impulse zu einer konzeptionellen Entwicklung des Begriffes „Angewandte Geschichte“ jenseits des History Marketing ent-

01 Vgl. Jacqueline Nießer/Juliane Tomann (Hrsg.), *Angewandte Geschichte. Neue Perspektiven auf Geschichte in der Öffentlichkeit*, Paderborn 2014.

02 Vgl. Lars Deile, *Didaktik der Geschichte*, Version: 1.0, 27. 1. 2014, http://docupedia.de/zg/Didaktik_der_Geschichte.

03 Jörn Rüsen/Juliane Tomann, *Geschichtskultur und Angewandte Geschichte*, in: Nießer/Tomann (Anm. 1), S. 58–62, hier S. 58.

04 Vgl. Bernd Schönemann, *Erinnerungskultur oder Geschichtskultur?*, in: Eugen Kotte (Hrsg.), *Kulturwissenschaften und Geschichtsdidaktik*, München 2011, S. 53–72.

05 Christoph Cornelißen, *Erinnerungskulturen*, Version: 2.0, 22. 10. 2012, https://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen_Version_2.0_Christoph_Corneli%C3%9Fen.

06 Marko Demantowsky, *„Public History“ – Sublation of a German Debate?*, in: *Public History Weekly* 3/2015, <https://public-history-weekly.degruyter.com/3-2015-2/public-history-sublation-german-debate>.

07 Martin Lücke/Irmgard Zündorf, *Einführung in die Public History*, Göttingen 2018, S. 9.

08 Irmgard Zündorf, *Zeitgeschichte und Public History*, Version: 2.0, 6. 9. 2016, http://docupedia.de/zg/Zuendorf_public_history_v2_de_2016.

09 Einen guten Überblick bieten Alexander Schug/Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), *History Sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*, Stuttgart 2009. Eindeutigkeit in der Nutzung der Begriffe besteht jedoch nicht, siehe Christoph Kühberger/Andreas Pudlat (Hrsg.), *Vergangenheitsbewirtschaftung: Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft*, Innsbruck 2012. Hier wird für den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Wissenschaft der Begriff „Public History“ verwendet.

10 Vgl. Alix Green, *From Cultural Case Studies to Global Conversations: Towards an Inter-Connected Community of Enquiry in Public History*, in: *The Public Historian* 4/2018, S. 56–60, hier S. 58.

11 Ein Beispiel dafür ist der Geschichtslehrer Heinrich Wolf, der mehrere Bände zum Thema „Angewandte Geschichte“ publiziert hat. Vgl. Heinrich Wolf, *Angewandte Geschichte. Eine Erziehung zum Politischen Denken und Wollen*, 6 Bde., Leipzig 1910.

standen im Umfeld des Instituts für Angewandte Geschichte. Diese zivilgesellschaftliche Initiative mit starken Wurzeln in der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina wurde Mitte der 2000er Jahre in Frankfurt an der Oder gegründet.¹² Sowohl der interdisziplinär-kulturwissenschaftliche Hintergrund der Mitglieder als auch ihr grenzüberschreitendes Agieren im deutsch-polnischen Grenzland prägen den Frankfurter Ansatz Angewandter Geschichte. Mit ihrem zivilgesellschaftlichen Anker legt dieser seinen Fokus auf den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und zielt auf einen partizipativen und pluralistischen Aushandlungsprozess historischen Wissens zwischen Akteuren der Fachwissenschaft, der Geschichtskultur und der Zivilgesellschaft ab.¹³

Die konzeptionellen Unterschiede zwischen einer so verstandenen Angewandten Geschichte und Public History sind gering. Entscheidend unterschiedlich ist der Hintergrund, aus dem sich beide Begriffe in Deutschland entwickelten. Angewandte Geschichte im beschriebenen Sinne kommt einer Bottom-up-Initiative näher, trotz ihrer Bindung an wissenschaftliche Methoden und ihrem Vermittlungsanspruch zwischen Akademie und Gesellschaft. Denn für die Angewandte Geschichte setzt die Beschäftigung mit Geschichte „vor Ort“ an, sie ist also in der Lebenswelt der Menschen an einem spezifischen Ort verankert.

„Public History“ hingegen stammt und bezieht sich auf den Geltungsbereich der Geschichtswissenschaften und bezeichnet eine Erweiterung des historischen Kerngeschäftes. Sie beschreibt als umfassender „umbrella term“ die Öffnung der Geschichtswissenschaft hin zu einer außerakademischen Öffentlichkeit.¹⁴ Darüber hinaus wird „Public History“ aber auch als Sammelbegriff für jegliche Geschichtsdarstellungen in der Öffentlichkeit verwendet. Dazu gehören beispielsweise Historienfilme, Computerspiele mit Geschichtsbezügen, historische Museen oder Reenactments aus Anlass von Jahrestagen einer Schlacht. Als Subdisziplin der

Geschichtswissenschaften setzt sich die Public History mit diesen Geschichtsdarstellungen „in unterschiedlichen Medien, Institutionen und Formen auseinander“.¹⁵ Die Etablierung der Public History an deutschen Hochschulen folgt dabei überwiegend dem US-amerikanischen Modell und setzt in der Ausbildung auf eine Verbindung geschichtswissenschaftlicher Elemente mit Praxisfragen der Geschichtsvermittlung in der Öffentlichkeit. In den USA hat Public History eine längere Tradition, hier wurde bereits in den 1960er und 1970er Jahren von der Public-History-Bewegung darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichtswissenschaft selbstreferenziell agiere und den Kontakt zur Öffentlichkeit außerhalb der universitären Mauern verloren habe.¹⁶ Darüber hinaus sollten neben den traditionellen Tätigkeitsfeldern für Historiker*innen neue Berufsmöglichkeiten erschlossen werden. Public-History-Studiengänge zielten darauf ab, Historiker*innen auszubilden, die Geschichte einem nicht geschichtswissenschaftlich vorgebildeten Publikum vermitteln können. Da der englischsprachige Public-History-Diskurs die Geschichtsdidaktik in seinen Definitionen nicht beziehungsweise nur randständig mit einbezieht, überlagerte der Transferprozess an deutsche Hochschulen den älteren geschichtsdidaktischen Diskussionsstrang zu Geschichte in der Öffentlichkeit, der bereits in den 1970er und 1980er Jahren eine hohe Intensität erreicht hatte.¹⁷

Mittlerweile ist die Public History an deutschen Universitäten institutionalisiert,¹⁸ auch wenn sie sich inhaltlich, konzeptionell und disziplinär weiter ausgestaltet. Das zeigt sich etwa

12 Beide Autorinnen waren an diesem Institut tätig, www.institut.net.

13 Vgl. Jacqueline Nießer/Juliane Tomann, Die Ironie der Praxis: Angewandte Geschichte an der Oder, in: dies. (Anm. 1), S. 97–111.

14 Vgl. dies., On „Big Tents“ and „Umbrellas“, in: *The Public Historian* 4/2018, S. 61 ff.; vgl. Demantowsky (Anm. 6).

15 Lücke/Zündorf (Anm. 7), S. 9.

16 Vgl. Ronald J. Grele, Whose Public? Whose History? What Is the Goal of a Public Historian?, in: *The Public Historian* 1/1981, S. 40–48.

17 Vgl. Demantowsky (Anm. 6).

18 Dazu gehören die Einführung von Studienangeboten und die Einrichtung von Professuren, vgl. Irmgard Zündorf, Public History studieren in Deutschland. Eine Bilanz, in: Frauke Geysen/Michael Sauer (Hrsg.), *Zugänge zur Public History. Formate – Orte – Inszenierungsformen*, Frankfurt/M. 2019, S. 140–155, ebenso wie Einführungswerke auf Deutsch, die die Kanonisierung von Themen, Theorien und Methoden vorantreiben, vgl. Lücke/Zündorf (Anm. 7); Christine Gundermann/Wolfgang Hasberg/Holger Thünemann (Hrsg.), *Geschichte in der Öffentlichkeit. Konzepte – Analysen – Dialoge*, Berlin 2019. Seit 2013 betreibt der deutsche Verlag DeGruyter das Online-Blogjournal „Public History Weekly“, seit 2018 ergänzt durch die Zeitschrift „International Public History“.

an Diskussionen über die zu erforschenden Inhalte der Public History ebenso wie an der Frage nach den theoretischen Ansätzen und Methoden zur Analyse beziehungsweise Dekonstruktion von Geschichte in der Öffentlichkeit. Während das Prozedere der Rekonstruktion der Vergangenheit – also das Kerngeschäft der Geschichtswissenschaft – nach der historischen Methode und Quellenkritik verläuft, reicht diese für die Analyse des Umgangs mit Vergangenheit nicht aus. Methodische Anleihen werden bei anderen kulturwissenschaftlichen Wissenschaftszweigen gesucht. Spezifisch für die Public History in Deutschland ist außerdem ihre Bindung an die Zeitgeschichte. Diese epochale Engführung sollte trotz des offensichtlichen Interesses der Öffentlichkeit an zeitgeschichtlichen Themen kritisch hinterfragt werden.¹⁹ Auch weiter zurückliegende Epochen generieren öffentliches Interesse – die ausgeprägte Mittelalter-Szene im Bereich Reenactment und Living History ist eines der eindrücklichsten Beispiele dafür.²⁰

Debatten über die konzeptionelle Ausrichtung der Public History beschäftigen sich außerdem mit den Vorgängen der Wissensgenerierung und des Wissenstransfers in inner- und außerwissenschaftliche Kontexte. Anstelle des Modells der Vermittlung in Form einer Einbahnstraße setzen sich zunehmend Ideen der Koproduktion von Wissen und damit der Gedanke der *shared authority* in Bezug auf die Entstehung historischen Wissens durch. Dadurch rückt die Vermittlung historischer Wissensbestände in den Hintergrund zugunsten eines Modells der Zusammenarbeit zwischen Historiker*innen und geschichtswissenschaftlichen Laien.²¹ Der Anspruch, Autorität zu teilen, verändert die Rolle der Historiker*innen im Wissensbildungsprozess – sie werden von Expert*innen zu Moderator*innen. Dieser Rollenwandel

setzt nicht nur voraus, dass sich Fachwissenschaftler*innen verstärkt selbst reflektieren, sondern erfordert auch andere (soziale) Fähigkeiten als die der methodisch abgesicherten Wissensgenerierung.²² Das Prinzip der *shared authority* ist der Angewandten Geschichte sehr nahe, die das gemeinsame Aus- und Verhandeln historischen Wissens zwischen verschiedenen geschichtskulturellen Akteuren in den Mittelpunkt rückt. Der Umgang mit Geschichte wird so als partizipatives Projekt verstanden und dementsprechend von Laien und Wissenschaftler*innen zusammen gestaltet.

HISTORISCHE PERSPEKTIVE AUF JUBILÄEN ERWEITERN

Historiker*innen, die sich in Agenturen, Museen oder Vereinen an der Ausrichtung von historischen Jubiläen beteiligen, sind bedeutende Akteure der öffentlichen Geschichte. Im Rahmen der Public History und Angewandten Geschichte können Historiker*innen aber auch die historische Perspektive auf Jubiläen erweitern. Analysiert man Jubiläen als Phänomene von Geschichte in der Öffentlichkeit, drängen sich Fragen nach der Art und Weise auf, wie mit Vergangenheit umgegangen wird – etwa welche Funktionen Jubiläen erfüllen und welche Akteure diese Ereignisse wie und mit welchen Intentionen gestalten. Public History und Angewandte Geschichte interessieren sich also nicht nur für die historische Entwicklung von Jubiläen, sondern fragen danach, wie im Rahmen von Jahrestagen Geschichte praktiziert, inszeniert und öffentlich wirksam wird. Dies kann nur durch einen fächerübergreifenden Ansatz erfolgen, wofür die historische Methode durch Rückgriffe auf Ansätze aus der Ethnologie, Soziologie, Kommunikationswissenschaft oder den Performance Studies erweitert wird.

Um Jahrestage nicht nur als geschichtskulturelle „Hypes“ zu beschreiben, sondern auch vertieft zu analysieren, wie es der Geschichtsdidaktiker Marko Demantowsky fordert,²³ können im

19 Vgl. Stefanie Samida, Kommentar: Public History als Historische Kulturwissenschaft, 17.6.2014, https://docupedia.de/zg/Public_History_als_Historische_Kulturwissenschaft.

20 Vgl. Valentin Gröbner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008; Juliane Tomann, *Living History*, Version 1.0, 18.5.2020, http://docupedia.de/zg/Tomann_living_history_v1_de_2020.

21 Vgl. Michael Frisch, „Public History Is Not a One-Way Street“, or from a Shared Authority to the City of Mosaics, and Back, Keynote Address, International Federation for Public History Conference, Ravenna, 7.6.2017; ders., *A Shared Authority: Essays on the Craft and Meaning of Oral and Public History*, Albany 1990.

22 Vgl. Jacqueline Nießer/Juliane Tomann, *Public and Applied History in Germany. Just Another Brick in the Wall of the Academic Ivory Tower?*, in: *The Public Historian* 4/2018, S. 11–27, hier S. 25.

23 Vgl. Marko Demantowsky, *Vom Jubiläum zur Jubiläumitis*, in: *Public History Weekly* 11/2014, <https://public-history-weekly.de-gruyter.com/2-2014-11/vom-jubilaem-zur-jubilaemitis>.

Rahmen von Public History und Angewandter Geschichte beispielsweise Inszenierungsstrategien als Aspekte der Theatralität hinterfragt werden, wie es in den Performance Studies üblich ist. Erweiterte Einsichten in ihre Funktionen lassen sich erreichen, indem Jubiläen aus ganz unterschiedlichen Bereichen in die Analyse eingeschlossen werden. Anthropologisch betrachtet, sind Jubiläen allgegenwärtiger Bestandteil der menschlichen Kultur.²⁴ Das wesentlichste Charakteristikum von Festtagen liegt darin, dass sie sich vom Alltag abheben und Haltepunkte der menschlichen Orientierung in der Zeit bilden. Die Kulturanthropologin Aleida Assmann schlug dafür die Bezeichnung „Denkmäler in der Zeit“ vor.²⁵

Neben ihrer Funktion als Orientierungsmarken in der Zeit dienen Jubiläen der Bestätigung und Bewahrung von Bindungen.²⁶ Blickt man etwa auf Arbeitsjubiläen, wird deutlich, dass Jahrestage als eine Art Treuesystem funktionieren, das die Bindung und Identifikation der Arbeiter*innen mit dem Unternehmen fördern kann.²⁷ So lässt sich die Jubiläumskultur als Treuekultur verstehen. Dieser Befund ist auch auf Bindungsmodelle im privaten Bereich (Hochzeitsjubiläen) oder in der öffentlichen Kultur (Nationalfeiertage) übertragbar. Historiker*innen betonen das identitätsstiftende Potenzial von Jahres- und Gedenktagen, kritisieren gleichwohl, dass die affirmative Sinnstiftung „von oben“ dank kalendarischer Logik die Menschen schwer erreiche, da der lebensweltliche Bezug meistens zu kurz komme.²⁸ Insbesondere die Angewandte Geschichte

könnte die lebensweltlichen Anker der Jubiläumskultur stärken, etwa, indem sie anlässlich eines Firmenjubiläums die Mitarbeiter*innen in Oral-History-Interviews zu ihren Erfahrungen befragt und diese Perspektiven in eine Ausstellung über die Firmengeschichte einbettet.

Eine weitere Funktion von Jubiläen war und ist die Repräsentation von Macht sowie die Inszenierung der Verfügbarkeit über die Zeit. Historisch betrachtet, folgten Jubiläen in der christlichen Kultur ursprünglich nicht der heute üblichen Kalenderlogik. Nicht eine runde Zahl im Kalender war ausschlaggebend, sondern die Entscheidung des Papstes, der seit 1300 das alte jüdische Jubeljahr in die christliche Ablasspraxis integriert hatte und frei bestimmte, wann das Heilige Jahr ausgerufen und den Rompilger*innen ihre Sünden erlassen werden sollten.²⁹ Der Zusammenhang von Jubiläen und Machtrepräsentation erklärt auch die historisch gewachsene thematische Engführung auf Kriege, Staaten und Städte, große Persönlichkeiten (meistens Männer).³⁰ Um diesen Feier- und Gedenkkanon zu erweitern, könnte der *Shared-Authority*-Ansatz wirksam gemacht werden, bei dem Historiker*innen der Public History die Moderation übernehmen.

Schwieriger als die Perspektivenerweiterung unter dem Stichwort „Jubiläum“ sind Einsichten in die Wirksamkeit der Geschichtsinzenierungen bei den Rezipient*innen, die jedoch zu einer Analyse eines Jahrestages dazugehören. Dabei fragen Public History und Angewandte Geschichte nicht nur nach der kognitiven Wirkung der Geschichtsvermittlung, sondern berücksichtigen auch die emotionale Dimension von (historischer) Sinnbildung.³¹ Soziologische und kommunikationswissenschaftliche Ansätze können dabei helfen, abzuschätzen, inwiefern Jubiläen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Geschichte beitragen oder die oft beklagten affirmativen Setzungen bestätigen.

Der für die Public History und Angewandte Geschichte zentrale Gegenwartsbezug legt besonderen Wert auf die Frage nach den Akteu-

24 Christel Köhle-Hezinger, *Zeit – Ritual – Fest. Jubilarkultur im Industriezeitalter*, in: Winfried Müller (Hrsg.), *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, Münster 2004, S. 291–308, hier S. 291 f.

25 Aleida Assmann, *Jahrestage – Denkmäler in der Zeit*, in: Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, S. 305–314.

26 Vgl. Klaus Bergmann, *Gedenktage, Gedenkjahre und historische Vernunft*, in: Sabine Horn/Michael Sauer (Hrsg.), *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*, Göttingen 2009, S. 24–31, hier S. 28.

27 Vgl. Köhle-Hezinger (Anm. 24), S. 293.

28 Vgl. Frank Bösch, *Wir brauchen neue Jahrestage!*, 4. 11. 2019, www.tagesspiegel.de/politik/erinnerungskultur-wir-brauchen-neue-jahrestage/25186552.html; Achim Landwehr, *Mein Jahr mit Luther. Unterwegs in der deutschen Geschichtskultur*, 30. 10. 2017, <https://meinjahrmitluther.wordpress.com/author/achland>.

29 Vgl. Winfried Müller, *Vom „papistischen Jubeljahr“ zum historischen Jubiläum*, in: Münch (Anm. 25), S. 29–44.

30 Vgl. Bösch (Anm. 28).

31 Vgl. Jörn Rüsen, *Die Macht der Gefühle im Sinn der Geschichte. Theoretische Grundlagen und das Beispiel des Trauerns*, in: Juliane Brauer/Martin Lücke (Hrsg.), *Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven*, Göttingen 2013, S. 27–44.

ren. Waren Kirche, Universitäten und später das Bürgertum für die Entwicklung der Jubiläumskultur einst die prägendsten Institutionen,³² sind die Akteure im Bereich Jubiläen heute weitaus vielfältiger. Nicht mehr nur Geistliche, Staatsmänner oder später Wissenschaftler*innen und Bildungsbürger*innen, sondern auch Verlage, Unternehmen und weitere kommerzielle Akteure, etwa im Bereich Tourismus und Stadtmarketing, sowie zivilgesellschaftliche Interessengruppen setzen nun die „Denkmäler in der Zeit“. Akademische Historiker*innen sind folglich gegenwärtig nur ein Teil des Diskurses, der die Themensetzung und Ausgestaltung von Jubiläen bestimmt.

Außerdem werden Jubiläen immer mehr zu „Events“, die marktwirtschaftlichen Prinzipien und medialen Logiken folgen. Die Ausrichtung von Jahrestagen und Jubiläen verantworten oft Agenturen, in denen auch Historiker*innen als Dienstleister*innen an der Konzeption beteiligt sein können und ihre fachliche Expertise einbringen. Dafür schulen Public-History-Studiengänge beispielsweise ihre Studierenden. Dass mit Geschichte Geschäfte gemacht werden, muss gleichwohl nicht zwangsläufig zur Preisgabe ihres Aufklärungspotenzials führen; vielmehr sind das Selbstverständnis, der Anspruch und die Kommunikationsfähigkeiten der marktwirtschaftlich tätigen Historiker*innen ausschlaggebend.³³

Die Jubiläumskultur nicht nur im Sinne der Angewandten Geschichte und des *Shared-Authority*-Ansatzes mitzugestalten, sondern auch als Phänomen der öffentlichen Geschichte zu untersuchen, könnte ertragreich sein. Indem die Public History Einsichten über die Funktionen von

Jubiläen, ihre Akteure, deren Intentionen und Inszenierungsstrategien generiert, leistet sie einen Beitrag dazu, Geschichte in der Öffentlichkeit besser zu verstehen. Ein besseres Verständnis von Jubiläen wiederum kann dazu beitragen, die Jubiläumskultur so mitzugestalten, dass dabei auch historisches Lernen ermöglicht wird.

JACQUELINE NIEßER

ist Postdoc in der Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien an der Universität Regensburg, wo sie auch im Master „Public History und Kulturvermittlung“ unterrichtet.

jacqueline.l.niesser@ur.de

JULIANE TOMANN

unterrichtet im Bereich Public History an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und leitet dort den Forschungsbereich „History in the Public Sphere“ des Imre Kertész Kollegs.

juliane.tomann@uni-jena.de

APuZ- Newsletter abonnieren

www.bpb.de/newsletter

Der Newsletter informiert Sie etwa 30 mal im Jahr per E-Mail über die Beiträge der aktuellen Ausgabe sowie über kommende Themenschwerpunkte, den jährlichen „Call for Papers“ und Veranstaltungen.

32 Vgl. Thomas Keiderling, Betriebs- und Branchenjubiläen in Sachsen 1871 bis 1945, in: Ulrich Rosseaux (Hrsg.), *Zeitrhythmen und performative Akte in der städtischen Erinnerungs- und Repräsentationskultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart*, Dresden 2005, S. 309–330.

33 Vgl. Gerhard Obermüller/Thomas Prüfer, *Aus Geschichten Geschäfte machen. Kleine Pragmatik des Historischen*, in: Nießer/Tomann (Anm. 1), S. 77–96. Hier wird der Auftrag einer Geschichtsentwurf-Agentur, die Geschichte eines Fachkrankenhauses für Neurologie und Psychiatrie in Linz aus Anlass eines Jahrestages zu erforschen und medial als „Erfolgsgeschichte“ zu präsentieren, reflektiert. Die Historiker trafen dabei auf weitaus komplexere Zusammenhänge, als es ihrem Auftrag entsprach. Der Kommunikations- und Forschungsprozess mit und in dem Krankenhaus, das während des Zweiten Weltkrieges als „Euthanasie-Anstalt“ genutzt wurde, steht deshalb im Vordergrund des Textes.

GEDENKTAGE UND JUBILÄEN

Eine Gelegenheit zum historischen Lernen?

Markus Drüding

Am 9. November 2019 wurde in Deutschland des Falls der Berliner Mauer gedacht. Gefei­ert wurde der 30. Jahrestag unter anderem in Berlin mit einem Mauerfall-Konzert, Lichtinstallationen, Virtual-Reality-Zeitreisen sowie diversen Festreden vor internationalem Publikum. Aus diesem Anlass sollte, wie es Bundesfamilienministerin Franziska Giffey ausdrückte, an den „Glücksfall des letzten Jahrhunderts“ und an die Leistungen der vergangenen drei Jahrzehnte erinnert werden, vor dessen Hintergrund man mit Zuversicht und Tat­kraft nach vorne schauen könne.⁰¹ Am 27. Januar 2020 folgte das nächste geschichtskulturelle Großereignis: der 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau. Zu den zentralen Veranstaltungen in Yad Vashem, Auschwitz und Berlin wurden hohe Staatsgäste aus der ganzen Welt geladen. In Berlin fanden unter anderem Veranstaltungen an verschiedenen Gedenkorten für die Opfer der NS-Herrschaft statt, Staatsoberhäupter und Holocaust-Überlebende hielten Reden, Musiker gaben Benefizkonzerte. In diesem Zusammenhang verwiesen Bundeskanzlerin Angela Merkel und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier auf den von Deutschland begangenen Zivilisationsbruch der Shoa sowie auf die besondere Verantwortung der Deutschen, auch im Hinblick auf zukünftiges Gedenken. Insbesondere der Bundespräsident drückte vor dem Hintergrund von antisemitischen und rassistischen Anschlägen in Deutschland seine Bedenken aus, dass „wir Deutsche“ nicht aus der Geschichte gelernt hätten, und mahnte mit Blick auf die Zukunft.⁰²

Zwischen beiden Jubiläen, die vor dem Hintergrund des Anlasses in Ausrichtung und Gestaltung unterschiedlicher kaum hätten sein können, lagen nur rund elf Wochen. Beide machten auf die Grundlagen des gegenwärtigen deutschen Selbstverständnisses aufmerksam, zeigten unbändige Freude auf der einen und Trauer der Beteiligten auf der anderen Seite. Die Jubiläen verwiesen

auf die internationalen Verflechtungen Deutschlands und der deutschen Geschichte und waren zugleich mediale Großveranstaltungen, die international für eine breite Aufmerksamkeit und diverse Kontroversen sorgten.⁰³

Für den Geschichtsunterricht und die Geschichts­didaktik sind solche Jubiläen und Gedenktage, sofern sie nicht gleich zum Anlass für eine umfassende Kritik an der gegenwärtigen Geschichtskultur genommen werden, jedoch in gewisser Hinsicht Non-Events.⁰⁴ In den derzeit gültigen Richtlinien für verschiedene Schulformen der Sekundarstufen I und II finden sie, ähnlich wie in den geschichts­didaktischen Handbüchern und Einführungen, selbst in jenen zur Geschichtskultur und Public History,⁰⁵ häufig nicht einmal eine Erwähnung,⁰⁶ und selbst für die Unterrichtspraxis – empirische Erhebungen stehen in dieser Frage noch weitestgehend aus – scheinen sie kaum eine Rolle zu spielen.⁰⁷ Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden der Frage nachgegangen, welche Bedeutung historische Jahrestage, Gedenktage und Jubiläen für das historische Lernen haben können. Ausgehend von einer Bestimmung der Begriffe „Jahrestage“, „Gedenktage“ und „Jubiläen“ sowie deren Funktionen, werden in diesem Beitrag daher Lernpotenziale dieser Medien näher erläutert und an einem unterrichtspraktischen Beispiel verdeutlicht.

PERSPEKTIVEN DER GESCHICHTSDIDAKTIK

Innerhalb der Fachwissenschaft und Fachdidaktik kursieren eine ganze Anzahl konkurrierender Begriffe wie die genannten „Jahrestage“, „Gedenktage“, „Jubiläen“, aber beispielsweise auch „Erinnerungstage“, die relativ unverbunden und ohne nähere Erklärungen auch Eingang in Lehrwerke für den Geschichtsunterricht gefunden haben.⁰⁸ Nicht zuletzt für Schülerinnen und Schüler müsste, insbesondere weil der

Umgang mit Begriffen für das „Sprachfach Geschichte“⁰⁹ von zentraler Bedeutung ist, also zunächst geklärt werden, was unter diesen Bezeichnungen zu verstehen ist.

„Jahrestage“ umfassen in verschiedenen Fachdisziplinen sämtliche alljährlich wiederkehrende Feste. Unter diesem Oberbegriff lassen sich also verschiedene Formen subsumieren, beispielsweise auch Karneval oder Weihnachten.¹⁰ „Gedenktage“ und „Jubiläen“ haben demgegenüber *einen* eindeutigen historischen Bezugspunkt und sind aus diesem Grund für den Geschichtsunterricht von besonderem Interesse.¹¹ Sie repräsentieren eine Form des gesellschaftlichen Umgangs mit Geschichte, wobei der Aspekt der Zeit zugleich ein *erstes* Distinktionsmerkmal im Vergleich zu anderen Medien der Geschichtskultur ist. Gedenktage und Jubiläen können als eine Form der Zeitgliederung verstanden werden; sie stehen, wie bereits der Philosoph Walter Benjamin bemerkte, nicht im Verbund mit den übrigen Tagen, sondern werden aus ihnen herausgehoben.¹² Dabei folgen jedoch weder Gedenktage noch Jubiläen einem Automatismus.¹³ Vielmehr beruhen sie auf sozialen Aushandlungsprozessen und werden aufgrund von gegenwärtigen Bedürfnissen und Interessenlagen sowie unter Rückgriff auf eine Vergangenheit öffentlich begangen, auch im Sinne von Partizipation und Teilnahme.¹⁴ Als Bezugspunkte dienen dabei vor allem historische Ereignisse wie beispielsweise der Sturm auf die Bastille (Frankreich, 14. Juli),

die Ratifizierung der Unabhängigkeitserklärung (USA, 4. Juli) und der Tag der Deutschen Einheit (Deutschland, 3. Oktober) oder historische Persönlichkeiten, wie beim Wenzeltag/Tag der tschechischen Staatlichkeit (Tschechien, 28. September), St. Patricks-Day (Irland, 17. März) oder beim Gandhi Jayanti/Geburtstag Gandhis (Indien, 2. Oktober).

Das *zweite* Distinktionsmerkmal bezieht sich auf die Form: Gedenktage und Jubiläen sind zunächst einmal als nicht gegenständlich zu begreifen. Zwar können sie eine Vielzahl weiterer geschichtskultureller Medien erzeugen, dennoch bestehen sie in erster Linie aus rituellen Akten und gesprochenen Worten.¹⁵ Während Gedenktage alljährlich wiederkehren und an den Jahres- oder Lebensrhythmus gebunden sind, folgt der Jubiläumsrhythmus einer kulturellen Konvention. Nicht zuletzt aufgrund der größeren Feierzyklen sind historische Jubiläen damit zugleich als labile Teile einer Geschichtskultur zu betrachten, die nicht zwangsläufig auf staatlicher Ebene ausgerichtet werden. Insgesamt können Gedenktage und Jubiläen damit als zyklisch wiederkehrende Foren der Kommunikation begriffen werden,

01 Franziska Giffey, 30 Jahre Mauerfall und Friedliche Revolution, www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/engagement-und-gesellschaft/30-jahre-mauerfall.

02 Vgl. Frank-Walter Steinmeier, Remembering the Holocaust. Fighting Antisemitism, 23. 1. 2020, www.bundespraesident.de/SharedDocs/Downloads/DE/Reden/2020/01/200123-Israell-Yad-Vashem.pdf?__blob=publicationFile

03 Vgl. Martin Lücke, Fühlen – Wollen – Wissen. Geschichtskulturen als emotionale Gemeinschaften, in: Juliane Brauer/ders. (Hrsg.), Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven, Göttingen 2013, S. 93–108.

04 Vgl. Marko Demantowsky, Vom Jubiläum zur Jubiläumitis, in: Public History Weekly 11/2014, <https://public-history-weekly.degruyter.com/2-2014-11/vom-jubilaem-zur-jubilaemitis>; Michele Barricelli, Jahre des Gedenkens, Momente des Vergessens, in: ebd., <https://public-history-weekly.degruyter.com/2-2014-22/jahre-des-gedenkens-momente-des-vergessens>. Zu den internationalen Entwicklungen vgl. Mills Kelly, The Politics of Public History Education, in: Marko Demantowsky (Hrsg.), Public History and School. International Perspectives, Boston 2018, S. 207–212, hier S. 208 ff.

05 Vgl. Hans-Jürgen Pandel, Geschichtsdidaktik. Eine Theorie für die Praxis, Schwalbach/Ts. 2013, S. 280; Ulrich Baumgärtner, Wegweiser Geschichtsdidaktik. Historisches Lernen in der Schule, Paderborn 2015, S. 113–121. Zu den Einführungswerken in die Geschichtskultur sowie in die Public History vgl. Martin Lücke/Irmgard Zündorf, Einführung in die Public History, Göttingen 2018; Frauke Geyken/Michael Sauer (Hrsg.), Zugänge zur Public History. Formate, Orte, Inszenierungsformen, Frankfurt/M. 2019; Vadim Oswalt/Hans-Jürgen Pandel (Hrsg.), Geschichtskultur. Die Anwesenheit von Vergangenheit in der Gegenwart, Schwalbach/Ts. 2015. Bei einem Vergleich der neueren Einführungswerke und älteren Handbüchern, in dem historische Gedenktage und Jubiläen thematisiert wurden, lässt sich sogar von einem Rückschritt sprechen.

06 Vgl. Markus Drüding, Am Ende eines langen Weges? Explorative Erkundungen zum Umgang mit der Kategorie Geschichtskultur in aktuellen Richtlinien und Lehrplänen, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2017, S. 130–149.

07 Vgl. Daniel Münch, Geschichtskultur im Geschichtsunterricht – Deutungen reflektieren oder Inhalte vermitteln?, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2017, S. 167–182.

08 Vgl. u. a. Etienne Francois/Uwe Puschner, Warum Erinnerungstage?, in: dies. (Hrsg.), Erinnerungstage. Wendepunkte der Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, München 2010, S. 13–24; Winfried Müller, Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion, in: ders. (Hrsg.), Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, Münster 2004, S. 1–75; Hans-Jürgen Lenzian (Hrsg.), Zeiten und Menschen. Geschichte. Mythen – Geschichts- und Erinnerungskultur, Paderborn 2019.

die mit Bezug auf einen Anlass öffentlich begangen werden und einen Einblick in den jeweiligen Umgang mit Geschichte, in die geschichtskulturelle Ausrichtung einer sozialen Gruppe oder Institution gewähren. In dieser Hinsicht erscheinen Gedenktage und insbesondere Jubiläen als Träger von Kultur und historischer Sinnbildung.¹⁶ Diese nähere Bestimmung von Gedenktagen und Jubiläen gibt zugleich einen ersten Hinweis darauf, welche Bedeutung sie für eine Gesellschaft einnehmen und welche Funktionen sie erfüllen können.

FUNKTIONEN VON GEDENKTAGEN UND JUBILÄEN

Bereits vor mehreren Jahren machte der Historiker Klaus Bergmann darauf aufmerksam, dass die Stiftung oder Stärkung von bestimmten Traditionen – in Polen feiert man beispielsweise alljährlich die Verfassung von 1791 und nicht die derzeit gültige von 1997 – und Identität, und zwar sowohl von einzelnen Menschen als auch von Gruppen, zu den zentralen Funktionen von Gedenktagen und Jubiläen gezählt werden kann.¹⁷

09 Vgl. Michael Sauer, *Begriffslernen und Begriffsarbeit im Geschichtsunterricht*, Frankfurt/M. 2019, S. 5ff., S. 14–18, S. 24f., S. 46.

10 Vgl. Thomas Schmidt, *Kalender und Gedächtnis. Erinnern im Rhythmus der Zeit*, Göttingen 2000, S. 13–16.

11 Vgl. zu den folgenden Ausführungen ausführlich Markus Drüding, *Historische Jubiläen und historisches Lernen*, Frankfurt/M. 2020, S. 12–16, S. 30.

12 Konkret spricht er von „Tagen des Eingedenkens“. Vgl. Walter Benjamin, *Abhandlungen. Gesammelte Werke*, Bd. 1.2, Frankfurt/M. 2019, S. 637f., S. 701f.

13 Vgl. u. a. Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*, Darmstadt 1999.

14 Vgl. u. a. Daniel Bernsen/Ulf Kerber, *Medientheoretische Überlegungen für die Geschichtsdidaktik*, in: dies. (Hrsg.), *Praxis-handbuch Historisches Lernen und Medienbildung im digitalen Zeitalter*, Bonn 2017, S. 22ff.

15 Vgl. Baumgärtner (Anm. 5), S. 113–118.

16 Vgl. ausführlich Drüding (Anm. 11), S. 12–19; Winfried Speitkamp, *Identität durch Erbe? Historische Jubiläen und Jahrestage in der Erinnerungskultur*, in: *Neue Bauhausvorträge 2/2017*, S. 12ff.

17 Vgl. Bernd Schönemann, *Geschichtsdidaktische Dimensionen der Identität. Bedingungs- und Entscheidungsfelder historischen Lernens in der Schule*, in: Marko Demantowsky et al. (Hrsg.), *Bausteine einer Geschichtsdidaktik. Bernd Schönemann zum 60. Geburtstag*, Schwalbach/Ts. 2014, S. 169–180. Die Bedeutung von Identitätsbildungsprozessen wurde zuletzt sogar zum Wesensmerkmal von Forschungskonzepten wie der Public History erhoben. Vgl. hierzu Demantowsky 2014 (Anm. 4), S. 26f.

Diese grundlegende Qualität, die bereits französischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts wie Jean-Jacques Rousseau und deutschen Lehrplangestaltern des 19. Jahrhunderts wie Ferdinand Stiehler durchaus geläufig war, lässt sich indes in drei weitere Dimensionen ausdifferenzieren.¹⁸

Politische Funktion: Gedenktage und Jubiläen werden mitunter zum Anlass genommen, bestehende politische Ordnungen zu bestätigen und zu stabilisieren, was sich bereits an den Bezeichnungen wie dem „Tag Russlands“ (12. Juni) oder dem „Tag der Deutschen Einheit“ (3. Oktober) ablesen lässt. Gerade die Bezeichnung des deutschen Nationalfeiertages macht dabei deutlich, dass die herrschaftsstabilisierende Funktion zugleich mit einer Integrationsfunktion korrespondiert und die Menschen einer Nation auf ein gemeinsames Geschichtsbild eingeschworen werden können. Die krisenhaften Momente werden dagegen häufig ausgeblendet, wie die bereits erwähnte Rede vom „Glücksfall“ des vergangenen Jahrhunderts deutlich macht.

Soziale Funktion: Die Integrationsfunktion von Gedenktagen und Jubiläen ist nicht nur für politische Systeme, sondern auch für eine Gesellschaft von Bedeutung. Mit dem Tag der Deutschen Einheit soll eben nicht nur die politische Einheit beider deutscher Teilstaaten gefeiert, sondern auch die Integration beider deutscher Teilgesellschaften gefördert werden.¹⁹ In diesem Sinne stiften Gedenktage und Jubiläen eine soziale Gemeinschaft und machen sie für Einzelne auch emotional erlebbar. Diese Integrationsfunktion korrespondiert dabei häufig mit einer Abgrenzungsfunktion nach außen, wie dies nicht zuletzt in der Rede von Bundespräsident Steinmeier zum 75. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau deutlich wurde. Deutschsein setzt in seiner Diktion eine Abgrenzung gegenüber rassistischen, antisemitischen und antidemokratischen Kräften und ein Bekenntnis zur histori-

18 Vgl. Klaus Bergmann, *Gedenktage, Gedenkjahre*, in: ders. et al. (Hrsg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik*, Düsseldorf 1997⁵, S. 763f.; Jean-Jacques Rousseau, *Betrachtungen über die Regierung Polens und über deren vorgeschlagenen Reform* (1772), in: ders., *Sozialphilosophische und politische Schriften*, Düsseldorf 2001, S. 573f.; Ferdinand Stiehler, *Der vaterländische Geschichtsunterricht in unseren Elementarschulen*, Koblenz 1842, S. 28–32.

19 Vgl. Saskia Handro, 1989 und wir. *Geschichtsdidaktische Reflexionen*, in: *Geschichte für heute 2/2009*, S. 5–14, hier S. 7.

schen Verantwortung Deutschlands gleichsam voraus. Dieses Beispiel zeigt zugleich, dass diese Feiern ein Anlass für die Festgemeinschaft sind, sich der gemeinsamen Geschichtsdeutungen und Werte zu vergewissern. Sie unterbrechen den linearen Fluss der Zeit und schaffen Raum zur Rückbesinnung und Orientierung.²⁰ Gedenktage und Jubiläen stellen insofern einen spezifischen kommunikativen Rahmen zur Verfügung und fungieren als Vermittlungsinstanz zwischen dem Gedächtnis des Individuums und der Geschichtskultur einer Gesellschaft.²¹

Ökonomische Funktion: Schließlich erfüllen Gedenktage und Jubiläen auch eine materielle Funktion, die sich etwa in Förderprogrammen und Münzprägungen niederschlagen kann. Darüber hinaus können solche Anlässe auch genutzt werden, um mit umfangreichen Kampagnen das eigene Unternehmen oder die eigenen Produkte zu bewerben und zu vermarkten – wie das Mauerfalljubiläum eindrucksvoll vor Augen führte.²²

POTENZIALE FÜR DAS HISTORISCHE LERNEN

Wer die Frage beantworten möchte, ob Gedenktage und Jubiläen sich als Gegenstände historischen Lernens eignen, der muss sich zunächst einmal darüber Gedanken machen, was unter „historischem Lernen“ verstanden werden kann. Nach der klassischen Definition des Historikers Jörn Rüsen bezeichnet historisches Lernen eine bestimmte Tätigkeit des Geschichtsbewusstseins, „wenn sie einen Zuwachs an Erfahrung der menschlichen Vergangenheit, an Kompetenz zur historischen Deutung dieser Erfahrung und an der Fähigkeit, historische Deutungen in den Orientierungsrahmen der eigenen Lebenspraxis einzufügen und wirksam werden zu lassen,

²⁰ Vgl. hierzu u. a. Heinrich Ammerer, *Historische Orientierung*, Frankfurt/M. 2019.

²¹ Zum Verhältnis der Begriffe „Gedächtnis“, „Erinnerung“, „Geschichts-“ und „Erinnerungskultur“ aus Sicht der Geschichtsdidaktik vgl. u. a. Béatrice Ziegler, „Erinnert euch!“ – Geschichte als Erinnerung und die Wissenschaft, in: Peter Gautschi/Barbara Sommer Häller (Hrsg.), *Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen*, Schwalbach/Ts. 2014, S. 69–89.

²² Vgl. Tim Theobald, *Die besten Markenaktionen zu 30 Jahre Mauerfall*, 7. 11. 2019, www.horizont.net/marketing/charts/adidas-bmw-sixt-und-co-die-besten-markenaktionen-zu-30-jahre-mauerfall-178784.

erbringt.“²³ Diese nähere Bestimmung historischen Lernens, die im institutionellen Rahmen des Geschichtsunterrichts einen zentralen Stellenwert einnimmt,²⁴ umfasst nicht nur historische Kenntnisse, sondern ist vor allem am Kompetenzerwerb ausgerichtet – Rüsen spricht unter anderem von „Fähigkeiten“.²⁵ Zugleich impliziert dieses Begriffsverständnis eine Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit, geht es doch darum, nicht nur historische Deutungsangebote zu dekonstruieren, sondern sie auch für die eigene Lebenswelt zu nutzen, beispielsweise im Sinne einer historischen Orientierung. Zu dieser eigenen Lebenswelt gehört jedoch zwangsläufig auch die geschichtskulturelle Umgebung mit seinen zahllosen Deutungsangeboten, auf die Schülerinnen und Schüler sowohl im Sinne einer passiven Teilhabe als auch aktiven Teilnahme vorbereitet werden sollen.²⁶ Dieser in der Geschichtsdidaktik mittlerweile breit akzeptierte Anspruch hat auch dazu beigetragen, dass es mittlerweile Konsens ist, geschichtskulturelle Phänomene im Geschichtsunterricht zu thematisieren – wenngleich die damit verbundenen Schwierigkeiten bislang nur in Ansätzen diskutiert wurden.²⁷

Welchen Beitrag können nun Gedenktage und Jubiläen für das historische Lernen leisten? Grundsätzlich bieten diese Feiern einen Einblick in den deutenden, gesellschaftlichen Umgang mit der Zeit sowie in zeit- und sozialspezifische Praktiken dieses Umgangs, womit jedoch noch relativ wenig über die spezifischen Erkenntnispotenziale ausgesagt ist. Diese werden seit der PISA-Debatte und in Anlehnung an die Regula-

²³ Jörn Rüsen, *Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen*, Schwalbach/Ts. 2008, S. 61, S. 64; vgl. Bodo von Borries, *Geschichtsunterricht und Erinnerungskulturen*, in: Gautschi/Sommer Häller (Anm. 21), S. 39–68.

²⁴ Vgl. Meik Zülsdorf-Kersting, *Historisches Lernen in der Schule. Überlegungen zu einer Theorie des Geschichtsunterrichts*, in: Thomas Sandkühler et al. (Hrsg.), *Geschichtsunterricht im 21. Jahrhundert. Eine geschichtsdidaktische Standortbestimmung*, Göttingen 2018, S. 93–112.

²⁵ Vgl. Bernd Schönemann, *Was können Abiturienten? Plädoyer für eine Erdung der geschichtsdidaktischen Kompetenzdebatte*, in: Saskia Handro/ders. (Hrsg.), *Aus der Geschichte lernen? Weiße Flecken der Kompetenzdebatte*, Berlin 2016, S. 77–91.

²⁶ Vgl. hierzu exemplarisch Baumgärtner (Anm. 5), S. 44.

²⁷ Für Beispiele vgl. Holger Thünemann, *Probleme und Perspektiven der geschichtsdidaktischen Kompetenzdebatte*, in: Handro/Schönemann (Anm. 25), S. 48–50.

rien der historischen Methode vor allem entlang von Kompetenzbereichen beschrieben und lassen sich mit Bezug auf Gedenktage und Jubiläen in vier Bereiche systematisieren.²⁸

Heuristik (Fragekompetenz): Historische Gedenktage und Jubiläen transportieren aufgrund ihrer Wiederholungsstruktur selbst ferne historische Ereignisse und Persönlichkeiten in die Gegenwart der Schülerinnen und Schüler.²⁹ Sie führen nicht nur zu der Frage, welche Bedeutung dieser Anlass in der eigenen Lebenswelt hat, sondern auch zu Fragen nach der Auswahl des Datums, der Personen oder Ereignisse: Warum feiern wir den Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober, nicht am 9. November? Warum feiert man in den USA den Columbus-Day, nicht den Amerigo-Vespucci- oder Giovanni-Caboto-Day? Warum wurde der Tag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz zum Gedenktag erklärt, nicht die Befreiung von Majdanek oder Treblinka? Gedenktage und Jubiläen machen damit zugleich auf ihre symbolische Bedeutung sowie auf gesellschaftliche Interessen aufmerksam.

Analyse (Methodenkompetenz): Historische Gedenktage und Jubiläen provozieren eine Vielzahl unterschiedlicher Medien, in denen sich verschiedene Vergangenheitsdeutungen und Zukunftsvorstellungen manifestieren, die durch die jeweiligen Gegenwartserfahrungen beeinflusst werden können. Die mediale Komplexität kann indes auch dazu genutzt werden, im Unterricht den Umgang mit unterschiedlichen Quellengattungen anzubahnen oder zu vertiefen. Insofern liefern sie im umfassenden Sinne einen Beitrag zur Methodenkompetenz, wobei es um die Erschließung dieser unterschiedlichen Quellengattungen und Darstellungen und die Aufstellung von Sachanalysen geht.

Interpretation und Deutung (Interpretationskompetenz): Gedenktage und Jubiläen operieren häufig mit eindeutigen Geschichtsbildern und nehmen auf historische Ereignisse oder Personen schematisch, mitunter sogar verklärend Bezug. Im Sinne eines historischen Lernens geht

es darum, solche Deutungsangebote zu interpretieren und Sachurteile herzuleiten.³⁰

Darstellung (Orientierungs- und Beurteilungskompetenz): Gedenktage und Jubiläen transportieren immer historische Werturteile. Insofern eignen sie sich hervorragend dazu, die Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichen Werturteilen zu konfrontieren und die jeweils eigenen zu diskutieren.³¹

Im Sinne eines historischen Lernens ließen sich solche Diskussionen schließlich wieder an die Ausgangsfrage, warum dieses Ereignis oder diese Person an diesem Datum gefeiert wurden, zurückbinden, und es kann über die Sinnhaftigkeit dieser geschichtskulturellen Manifestationen in der eigenen Lebenspraxis gesprochen werden.

PERSPEKTIVEN FÜR DIE UNTERRICHTSPRAXIS

Gedenktage und Jubiläen sind für die Schülerinnen und Schüler ein Gegenstand historischen Lernens, der, sofern er in der Unterrichtspraxis systematisch berücksichtigt wird, zum Verständnis der gegenwärtigen Geschichtskultur beitragen kann. Hierzu bedarf es keiner „Feiertagsdidaktik“, sehr wohl aber einer Didaktisierung dieser Feiertage.³² Auch wenn in diesem Rahmen hierzu nur Andeutungen vorgenommen werden konnten, wird abschließend ein Unterrichtsbeispiel skizziert.³³

Ausgangspunkt bildet dabei die auch in den Medien im Gedenkjahr 2020 vielfach diskutierte Frage, welche Bedeutung die Shoa in der Gegenwart und vor allem für nachfolgende Generationen einnimmt und einnehmen kann. Es geht insofern um unterschiedliche Deutungsangebote zum Zwecke der historischen Orientierung. In dieser Hinsicht boten die Reden der Präsidenten

²⁸ Vgl. Saskia Handro, Historische Erkenntnisverfahren, in: dies./Hilke Günther-Arndt (Hrsg.), *Geschichts-Methodik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II*, Berlin 2015⁵, S. 24–43, hier S. 26.

²⁹ Vgl. Reinhart Koselleck, *Wiederholungsstrukturen in Sprache und Geschichte*, in: *Saeculum* 57/2006, S. 1–15.

³⁰ Vgl. Bernd Schönemann, *Geschichtsbewusstsein – Theorie*, in: Demantowsky et al. (Anm. 17), S. 27–30.

³¹ Vgl. Holger Thünemann, *Historische Werturteile. Positionen, Befunde, Perspektiven*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 1/2/2020, S. 14–18; Klaus Bergmann, *Multiperspektivität*, in: Ulrich Mayer et al. (Hrsg.), *Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht*, Schwalbach/Ts. 2013⁴, S. 66f.

³² Hilbert Meyer, *Schülerorientierung – Feiertagsdidaktik oder konkrete Utopie*, in: Gerd-Bodo Reinert (Hrsg.), *Praxishandbuch Unterricht*, Reinbek 1980, S. 173–183.

³³ Deziert ausgespart werden mussten hier die Ausführungen zu den Herausforderungen, die mit diesen Phänomenen für das historische Lernen einhergehen, sowie Überlegungen zur methodischen Vorgehensweise im Unterricht. Vgl. Drüding (Anm. 11), S. 36–45.

Deutschlands, Israels, Russlands und Frankreichs auf der zentralen Veranstaltung in Yad Vashem am 23. Januar 2020 einen reichhaltigen Fundus, der für Schülerinnen und Schüler eine Einsicht in Prinzipien wie Multiperspektivität und Kontroversität bieten kann. Gemeinsam war den vier Reden das Bekenntnis, dass die Geschichte des Holocaust nicht vergessen werden dürfe, damit sich dieser Zivilisationsbruch in Zukunft nicht wiederhole, sowie der Appell, auch in Zukunft gegen Antisemitismus und Rassismus zu kämpfen. Damit riefen sie vor dem Hintergrund dieses Gedenktages beziehungsweise Jubiläums zugleich zum Kampf für Menschenrechte und Menschenwürde auf und beschworen ihre Einigkeit. Die Trennlinien wurden indessen vor allem an den Stellen deutlich, in denen es um die Deutung dieses historischen Ereignisses ging. Während der israelische Präsident Reuven Rivlin an die Millionen jüdischen Opfer erinnerte und seinen Dank an die Alliierten für den Kampf gegen NS-Deutschland mit dem Hinweis verband, dass die Entscheidung für diesen Kampf spät gefallen sei, erinnerte der russische Präsident Vladimir Putin daran, dass die Sowjetunion nicht nur Auschwitz, sondern ganz Europa die Freiheit gebracht habe. In diesem Zusammenhang machte er auf Formen der Kollaboration, auf die „Helfershelfer“ beim Holocaust in den von Deutschland besetzten europäischen Gebieten aufmerksam und deutlich, dass 40 Prozent der Opfer des Holocaust aus der Sowjetunion stammten und insgesamt 27 Millionen Bürger der Sowjetunion im Kampf gegen NS-Deutschland ums Leben gekommen seien. Demgegenüber erwähnte zwar auch der französische Präsident Emmanuel Macron die französische Verantwortung bei der Deportation der jüdischen Bevölkerung, hob jedoch auch hervor, dass zahlreiche Juden in Frankreich versteckt und damit gerettet worden seien; die Erinnerung an diese Ereignisse verband Macron schließlich mit der Mahnung zu einer europäischen Einigkeit.³⁴

Die verschiedenen Reden machen deutlich, dass der jeweilige Blick auf die Vergangenheit nicht nur durch eine „nationale Brille“ erfolgt, sondern auch von gegenwärtigen Erfahrungen und zukünftigen Erwartungen beeinflusst ist. Schülerinnen und Schüler könnten daher durch

die Thematisierung solcher Gedenkanlässe einen Einblick in den Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartserfahrung und Zukunftserwartung sowie in die politischen und gesellschaftlichen Funktionen solcher Gedenkfeiern gewinnen. Was verrät uns beispielsweise das politische Bekenntnis zu internationaler Einheit und Verständigung über die gegenwärtige politische Situation, wenn gleichzeitig die jeweils eigenen nationalen Opfer und Leistungen betont und Trennlinien im Spiegel von Vergangenheitsdeutungen markiert werden? Aus welchen Gründen werden Rivlin, Macron und auch Steinmeier in ihren Reden nicht müde auf die Gefahr hinzuweisen, dass Antisemitismus und Rassismus eine Gesellschaft sowie die Demokratie in ihrer Substanz bedrohen? Wie könnte es also aus Sicht dieser Politiker um die adressierten Gesellschaften bestellt sein? Insgesamt geht es also bei der Behandlung von Gedenktagen und Jubiläen nicht nur um ein Verständnis dieser Feiern als solche, sondern auch um ein Verständnis der eigenen Gegenwart.

MARKUS DRÜDING

wurde 2013 am Institut für Didaktik der Geschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster promoviert und ist seit 2016 Studienrat am Alten Gymnasium in Oldenburg.
dr.markus.drueding@altesgymnasium.eu

³⁴ Die Reden in Simultanübersetzung sind zu finden unter www.youtube.com/watch?time_continue=3&v=e2hwqJJBrT0&feature=emb_logo.

ESSAY

IM BANN DER JAHRESTAGE

Frank Bösch

Die großen Jahrestage überschlagen sich derzeit: Nach 50 Jahren „1968“ und 100 Jahren Weimarer Republik folgten 2019 70 Jahre Bundesrepublik, ein Sommer voller Fontane und 30 Jahre Mauerfall. Die waren kaum begangen, als 75 Jahre Kriegsende und 30 Jahre Wiedervereinigung vorzubereiten waren, ebenso die runden Geburtstage Beethovens, Hölderlins, Hegels und Engels'. Derzeit laufen die Vorbereitungen, um 2021 an den Mauerbau vor 60 Jahren zu erinnern.

Allerorten wird geprüft, welche Ereignisse sich künftig runden und damit für eine kurze Zeit besonders relevant erscheinen. Öffentliche Themen und Debatten werden geradezu planwirtschaftlich vorbereitet. Städte, Stiftungen und Journalist*innen, aber auch Wissenschaftler*innen kämpfen mit langen Kalenderlisten, um rastlos Veranstaltungen, Reden und Publikationen zu entwerfen. Oft weichen diese nur minimal von den Jubiläen kurz zuvor ab. Ministerien vergeben Millionen für ähnliche Events, die mühsam um ihr Publikum buhlen. Museen ringen zeitgleich um Ausstellungsobjekte, und Verlage suchen Autor*innen, die zu Dutzenden mit gleichen Themen in Konkurrenz treten und mitunter hastig ihre Bücher vollenden. Denn kurze Zeit später wären die jeweiligen historischen Themen ja nicht mehr aktuell und relevant.

Mittlerweile begehen wir sogar die Jahrestage der Jahrestage, so wird regelmäßig etwa an die Rede von Bundespräsident Weizsäcker 1985 zum 40. Jahrestag des Kriegsendes 1945 erinnert. Die Organisatoren von Jahrestagen, die an Ereignisse erinnern, setzen sich zum Ziel, selbst ein Ereignis zu schaffen, das in die Geschichte eingeht. Recht erfolgreich waren die Event-Agenturen etwa in Berlin 2014, als die „Lichtgrenze“ mit den aufsteigenden Gasballons am Mauerstreifen Menschenmengen anzog. Noch spektakulärer wurde knapp ein Jahr zuvor das 200. Jubiläum der Völkerschlacht bei Leipzig begangen, bei dem ein Reenactment stattfand: 6000 Menschen in Kostümen stellten die Schlacht vor rund 35 000 Zuschauer*innen nach.⁰¹

Keine Frage: Die öffentliche Aufmerksamkeit für Geschichte ist begrüßenswert. Dennoch ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem Phänomen, sich vornehmlich anhand von Jahrestagen mit Geschichte auseinanderzusetzen, vonnöten. Die Corona-bedingte Zwangspause im Jubiläumstress könnte Anlass geben, einen Moment innezuhalten und diese Entwicklung zu überdenken.

Kritisiert wurde schon früher, dass die Ausrichtung an Jahrestagen auf einer beliebigen Zahlenmystik beruhe und die „Jubiläumindustrie“ nicht ein historisches Bewusstsein fördere, sondern, so der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer, „ein Gedenken ohne Gedächtnis“.⁰² Der Sozialphilosoph Pierre Bourdieu trennte die kritische Reflexion der Geschichtswissenschaft „von der offiziösen Geschichte der Gedenktage“.⁰³ Dagegen hielt unter anderem die Kulturanthropologin Aleida Assmann den Jahrestagen zugute, dass der Wandel von historischen Bewertungen bei solchen Anlässen zeige, dass Jubiläen nicht nur das kulturelle Gedächtnis und transgenerationelle Erinnerungsgemeinschaften fördern, sondern auch partizipativ einen Anstoß zur historischen Reflexion bieten können.⁰⁴ Diese mitunter durchaus innovative Aneignung wird, so lässt sich ergänzen, vermutlich weniger durch staatliche Feiern als durch den kommerziellen Buch- und Medienmarkt erreicht, der zur Absatzförderung neue Deutungen verspricht, wengleich oft nicht einlöst. Während staatliche Akteur*innen eher konsensorientiert Gedenktage nutzen, um geteilte Werte zu legitimieren, setzt der Gedenkmarkt auf eine möglichst große Aufmerksamkeit und erprobt deshalb häufiger abweichende Positionen. Die diagnostizierte Aufwertung historischer Jubiläen seit den 1980er Jahren ging nicht zufällig mit der zeitgleichen Ausweitung von Markt und Medien einher. Die historische Erinnerung verwandelte sich dabei in Events, die nachdenkliche Vorträge, Shows mit Wurstbuden und emotionale Buch- und Filmbeiträge koppeln. Insofern ist der Verzicht auf

Jahrestage, wie ihn Schlaffer gefordert hatte, keine realistische Option, da Jubiläen nicht einfach von oben angeordnet werden. Um eine historische Reflexion zu stärken, erscheint ihre Abschaffung auch nicht wünschenswert. Allerdings sollte der bisher dominante Typus von repetitiven Jahrestagen kritisch reflektiert und um Alternativen ergänzt werden.

VERENGTES GESCHICHTSVERSTÄNDNIS, BESCHRÄNKTER ERKENNTNISGEWINN

Problematisch ist zunächst, dass die derzeit großzelebrierten runden Jubiläen ein verengtes Geschichtsverständnis fördern. Während sich die Geschichtsvermittlung an den Schulen und Universitäten mühsam vom Erlernen staatspolitischer Daten emanzipiert hat, verfestigt der Jahrestagsfetischismus diese erneut. Vor allem Kriege, Staatsgründungen oder Geburts- und Todestage großer Männer werden durch Jubiläen aufgewertet. Ähnlich wie im Schulunterricht der 1950er Jahre gleicht die Geschichte so einem mit heroischen und tragischen Ereignissen gespickten Zeitstrahl. Medial ist das gut vermittelbar, da hierzu personalisierte Bilder und dramatische Erzählungen überliefert sind. Geschichte lässt sich so ergreifend schildern, entlang Erfindungen genialer Männer, plötzlicher Kriegsausbrüche und opferreicher Friedensschlüsse. Problematisch ist, was ausgeblendet wird. Während sich die historische Forschung, der Schulunterricht und auch das familiäre Gedächtnis längst an Themen und Fragen der Sozial- und Kulturgeschichte orientiert, präsentieren Jahrestage oft ein antiquiertes Geschichtsbild. Der Alltag in Diktatur und Demokratie verschwindet ebenso wie Erklärungen für langfristige Veränderungen.

01 Vgl. Bertram Haude, *Krieg als Hobby? Das Leipziger Völkerschlacht-Reenactment und der Versuch einer Entgegnung*, in: *Forum Kritische Archäologie* 4/2015, S. 1–12.

02 Heinz Schlaffer, *Gedenktage*, in: *Merkur* 479/1989, S. 81–84, hier S. 83.

03 Pierre Bordieu, *Schwierige Interdisziplinarität: Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft*, Münster 2004, S. 14.

04 Vgl. Aleida Assmann, *Jahrestage – Denkmäler in der Zeit*, in: Paul Münch (Hrsg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, S. 305–314, hier S. 311.

Zwar profitieren Historiker*innen und Museen von der medialen Aufmerksamkeit, aber sie verlieren ihre eigene gestaltende Kraft, historische Themen zu setzen. Der Jahrestagskalender erdrückt oft die kreative Behandlung innovativer und aktuell relevanter historischer Fragen. So zeigte das Deutsche Historische Museum (DHM) in Berlin in den 2010er Jahren häufig Wechselausstellungen, die durch Jahrestage scheinbar unumgängliche Themen behandelten: Auf 200 Jahre Völkerschlacht (2013), 80 Jahre „1933“ (2013) und 100 Jahre Erster Weltkrieg (2014) folgten 60 Jahre „1945“ (2015) und 30 Jahre „Alltag Einheit“ (2015), später dann eine Ausstellung aus Anlass von 100 Jahren Russische Revolution (2017). Unabhängig von der unterschiedlichen Qualität und Rezeption der Ausstellungen blieb die inhaltliche Ausstrahlungskraft und Akzentsetzung des Museums eher gering, wie auch Kritiker*innen vermerkten.⁰⁵ Dagegen setzte das zeithistorische Konkurrenzmuseum in Bonn, das Haus der Geschichte, bei seinen Wechselausstellungen weniger auf Jahrestage, sondern auf aktuelle und innovative Themen, etwa zum Einwanderungsland Deutschland (2014), dem Wandel der Sexualmoral (2015), Medien und Politik (2015) oder zur Geschichte der Angst (2018). Relevante Fragen der Zeit wurden somit historisch diskutiert.

Ähnliches wird man für den Buchmarkt bei vielen Jahrestagen konstatieren können. Viele Verlage verpflichten renommierte Wissenschaftler*innen, zu Jubiläen Überblicksbücher zu verfassen, aber der Erkenntnisgewinn bleibt meist sehr begrenzt. So bescherten weder die Jubiläen zum Beginn des Zweiten Weltkriegs noch zu dessen Ende Werke mit substanziell neuen Einsichten. Am stärksten gelang dies noch beim Jubiläum 100 Jahre Erster Weltkrieg, als die Debatten um die deutsche Kriegsschuld und die internationale Dimension des Krieges gewisse Akzente setzten.⁰⁶ Bei 50 Jahre „1968“ blitzte zumindest bei der Frage, welchen Anteil Frauen in der Studentenbewegung hatten, eine fruchtbare Kontroverse auf.⁰⁷

05 Vgl. Andreas Kilb, *Verfall eines Hauses*, 13.5.2016, www.faz.net/aktuell/feuilleton/das-deutsche-historische-museum-ist-ohne-direktor-14227843.html.

06 Vgl. die Debatte um Christopher Clark, *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, München 2013.

07 Vgl. Christina von Hodenberg, *Das andere Achtundsechzig: Gesellschaftsgeschichte einer Revolte*, München 2018; Wolfgang Kraushaar, *Umso schlimmer für die Tatsachen*, 24.4.2018, www.sueddeutsche.de/kultur/zeitgeschichte-umso-schlimmer-fuer-die-tatsachen-1.3956594.

ERWEITERUNG UND DIVERSIFIZIERUNG

Durch die kanonischen Jahrestage kommen viele Fragen, die wir heute diskutieren, kaum in das öffentliche Geschichtsbewusstsein. Klima- und Umweltschutz, Migration oder Rassismus sind etwa bisher kaum mit Jahrestagen verbunden, obgleich die Bedeutung dieser Herausforderungen sicherlich nicht gering ist. Wir feiern christliche Gedenktage, aber für eine Auseinandersetzung mit dem Islam, der seit Jahrzehnten in Deutschland beheimatet ist, gibt es bislang keine runden Kalendertage, anhand derer die Geschichte des Islam verhandelt werden könnte. Auch die Genese wachsender sozialer Unterschiede oder die neuen Dynamiken der Globalisierung haben kein festes Startdatum und sind damit seltener Thema öffentlich geförderter historischer Bücher, Ausstellungen oder Festveranstaltungen.

Eine Möglichkeit zur Abhilfe wäre, den Kanon um Ereignisse zu erweitern, die in Vergessenheit geraten sind, aber aus heutiger Sicht wieder mehr Aufmerksamkeit verdienen. 2019 hatten etwa die erste Weltklimakonferenz und der erste große Störfall in einem Atomkraftwerk, dem Reaktor nahe Harrisburg, ihren 40. Jahrestag, was Anlass für entsprechende zeithistorische Reflexionen zur Umweltgeschichte gegeben hätte. Ebenso hätte sich die Iranische Revolution angeboten, um eine Auseinandersetzung mit dem politischen Islam einzuleiten. Derartige Perspektiven würden globale Ereignisse in ihren Bezügen zu Deutschland zum Thema machen.⁰⁸ 2020 haben die ersten tödlichen Anschläge auf Flüchtlingsheime und die großen rechtsextremen Terroranschläge von 1980 einen ähnlichen Jahrestag. Im Erinnerungskanon ist der Oktoberfest-Anschlag von 1980 bisher kaum verankert – obgleich er die meisten Toten und Verletzten aller Terrorakte in der bundesdeutschen Geschichte aufweist. Nun dürften die NSU-Morde dafür sorgen, dass dieses Attentat mehr Beachtung findet und auch Historiker*innen für das bisher nicht kanonisierte Ereignis interessiert werden.

Was sich bisher kaum über Jahrestage erschließt, ist der sich wandelnde Alltag der Menschen. Natürlich blitzt beim Erinnern an den 8. Mai 1945 oder den 9. November 1989 kurz auf,

dass dies ein fundamentaler Einschnitt in die Lebenswelt vieler Menschen war. Das mittlerweile eingespielte Format der Jubiläumspublikation ist dabei eine vielstimmige Collage, die zeitgleiche Momentaufnahmen verbindet.⁰⁹ Ähnlich wie bei historischen Dokumentationen im Fernsehen entsteht so ein anschauliches, mit Zitaten gespicktes Nebeneinander unterschiedlicher Erfahrungen. Dies mag emotional ergreifen, aber die Erklärungskraft bleibt begrenzt. Denn historischer Wandel vollzieht sich über Jahre und Jahrzehnte. Insofern sollten Jahrestage eher als Aufhänger genommen werden, um längerfristige Veränderungen zu erklären.

Auch die Geschichten von Frauen finden bei den etablierten Jahrestagen kaum eine Berücksichtigung. Die großen historischen Jubiläen der vergangenen Jahre streiften sie allenfalls. Beim Gedenken an 1945 wurde fast rituell an die Vergewaltigungen durch die Rote Armee und an die „Trümmerfrauen“ erinnert, wenngleich letzteres im starken Maße ein in den 1980er Jahren etablierter Mythos ist, der nun wieder dekonstruiert wird.¹⁰ Am stärksten schimmerte 2018 das Jubiläum von 100 Jahre Frauenwahlrecht mit einigen kleineren Ausstellungen und Büchern auf,¹¹ flankiert damit, dass die Stadt Berlin den Internationalen Frauentag als neuen gesetzlichen Feiertag einführt. Wie bei der länger währenden Debatte um die überwiegend männlichen Straßennamen wären auch bei Jahrestagen häufiger Frauen oder mit ihrer Geschichte verbundene Themen zu berücksichtigen. Eher unbemerkt verlief etwa 2020 der 60. Jahrestag der „Pille“, obgleich diese Form der Verhütung sicherlich grundlegend war, um Frauen neue Freiräume für ein selbstbestimmtes Leben jenseits ungewollter Schwangerschaften zu gewähren. Ganz ohne Jahrestag setzte 2020 das DHM, nun mit neuer Leitung, einen Akzent, indem es eine Ausstellung zu Hannah Arendt realisierte. Dies ist sicherlich die eleganteste Lösung, um eigenständig auch die Geschichte von Frauen ins Geschichtsbewusstsein zu holen.

⁰⁹ Siehe etwa zu 75 Jahren Kriegsende Volker Ullrich, *Acht Tage im Mai: Die letzte Woche des Dritten Reiches*, München 2020.

¹⁰ Vgl. Leonie Treber, *Mythos Trümmerfrauen: Von der Trümmerbeseitigung in der Kriegs- und Nachkriegszeit und der Entstehung eines deutschen Erinnerungsortes*, Essen 2014.

¹¹ Vgl. etwa www.100-jahre-frauenwahlrecht.de; Hedwig Richter/Kerstin Wolff (Hrsg.), *Frauenwahlrecht. Die Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa*, Hamburg 2018.

⁰⁸ Vgl. zu diesen „alternativen“ globalen Ereignissen Frank Bösch, *Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann*, München 2019.

Um eine Diversifizierung von Jahrestagen zu erreichen und andere Themen zu setzen, bieten sich zudem große Gesetzesreformen an, die Veränderungen bescherten oder einen vollzogenen Wandel kodifizierten; wie die Rentenreform 1957, die Entschärfung des §175 Strafgesetzbuch (StGB) zur Homosexualität 1969 oder die Reformversuche des §218 StGB zum Schwangerschaftsabbruch, die bald ihren 50. Geburtstag feiern. Diese Themen lassen sich freilich auch ganz ohne Jahrestage historisch betrachten, nämlich im Kontext aktueller Debatten über Altersarmut oder Diskriminierung, Politik, Museen, Medien, Verlage und auch die Wissenschaft würden davon profitieren, die ewig gleichen Themen etwas weniger aufwendig zu zelebrieren und dafür die Genese anderer gesellschaftlicher Fragen mit ihren runden Jahrestagen aufzuwerten.

TRAGISCHE UND HEROISCHE NATIONALE ERZÄHLUNGEN

Jahrestage bedienen vor allem die nationale Selbstverständigung. Staat und Politik nutzen sie, um Integration und Gemeinschaft zu fördern, Opfern zu gedenken oder mit Verweis auf die Geschichte die Werte der Gegenwart zu akzentuieren. Damit verengen sie die Geschichte oft auf heroische oder tragische Perspektiven. Die alte Bundesrepublik hat dabei lange auf heroische nationale Jubiläumsfeiern verzichtet. Die bundesdeutschen Nachkriegsregierungen legten vor allem religiöse Feiertage fest, um normativ einen vor allem katholisch geprägten Gedenkkanon zu fördern. Dieser wurde um zwei heroische Daten ergänzt – den 1. Mai als Zugeständnis an die Sozialdemokratie und den 17. Juni als Feiertag ab 1954, um mit Verweis auf den Aufstand in der DDR im Jahr zuvor den Antikommunismus als Integrationsformel hochzuhalten. Andere Staaten wetteiferten dagegen bei ihren Jubiläen um die Bedeutung ihrer Nation: So lud etwa der Schah von Persien 1971 die Welt zur gigantischen 2500-Jahresfeier der iranischen Monarchie ein, Österreich beging 1991 ein 1000-jähriges Landesjubiläum, und Frankreich zelebrierte 1996 die Feier der Taufe von König Chlodwig vor 1500 Jahren.¹²

¹² Vgl. Michael Mitterauer, *Millennien und andere Jubiläen*, in: *Historein* 1/1999, S. 125–146, hier S. 125f.

Die Bundesrepublik setzte angesichts der vielen Brüche in der deutschen Geschichte dagegen auf „Trauer- und Mahnjubiläen“, um sich mit ihrer Geschichte auseinanderzusetzen.¹³ Die Bewältigung des Todes und des Leides trat in den Vordergrund, ebenso wie die Auseinandersetzung mit Schuld, Vergebung und Versöhnung. Heroische positive Gedenktage waren mit den großen Dichtern, Denkern und Lenkern der Geschichte sowie mit Stadtjubiläen verbunden, die nationale und regionale Identität prägen sollten. In dieser Hinsicht blieb die Bundesrepublik „a nation of provincials“,¹⁴ in der sich das Nationale in Verbindung mit regionalem Heimatbewusstsein konstituierte.

Seit den 1990er Jahren zeichnet sich eine stärkere Hinwendung zum Heroischen ab. Nun erhielten revolutionäre Umsturzversuche eine positive Aufwertung im Jahrestagskalender. Die Revolution 1848 wurde 1998 als Kampf für die Demokratie wiederentdeckt, die Öffnung der DDR-Grenze am 9. November als Kulminationspunkt der Friedlichen Revolution zelebriert und schließlich auch der Beginn der Weimarer Republik als erkämpfte Abschaffung der Monarchie und Durchbruch der Demokratie gefeiert.

Die Bedeutung und Legitimität dieser auf Tragik und heroischen Aufbruch zielenden Gedenktage steht außer Frage. Dennoch ist zu diskutieren, inwieweit Geschichte in diesen beiden Narrativen aufgehen kann und alles dazwischen ausblendet. So waren etwa die meisten Menschen in der DDR weder Held*innen noch Schurk*innen, sondern Mitläufer*innen, Uninteressierte oder punktuelle Helfer*innen. Ebenso gilt, dass viele historische Entwicklungen kaum durch nationale Erzählungen zu fassen sind, die für die bisherigen Jubiläen charakteristisch sind, trotz einer zunehmend internationalen Ausrichtung. Wer die Friedliche Revolution 1989 als Überwindung des Sozialismus und Kalten Krieges in Deutschland feiert, übergeht leicht die dafür grundlegenden Reformen bei den östlichen sozialistischen „Bruderstaaten“, insbesondere in Polen. Jahrestage sehen nationale Entwicklungen als Maßstab an.

¹³ Vgl. Martin Sabrow, *Deutsche Zeitgeschichtsjubiläen als historische Selbstvergewisserung*, in: Tim Schanetzky et al. (Hrsg.), *Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts*, Göttingen 2020, S. 299–317, hier S. 302.

¹⁴ Celia Applegate, *A Nation of Provincials: The German Idea of Heimat*, Berkeley 1990.

Wer etwa 1918 oder 1945 aus deutscher Sicht als Beginn einer langen Friedenszeit zelebriert, überblendet, dass die Kämpfe nicht überall aufhörten. Entsprechend haben die besten Bücher zu Jahrestagen wie dem Ersten Weltkrieg eine internationale Perspektive gesucht.¹⁵

Die Nation zu einen, ist eine mit Jahrestagen verbundene Hoffnung, die sich de facto selbst innerhalb von Deutschland nur begrenzt einlösen lässt. 2019 war etwa bemerkenswert, dass die Ost- und Westdeutschen ihre Geschichte eher getrennt begingen: 70 Jahre Bundesrepublik und Grundgesetz wurden im Westen gefeiert, 30 Jahre Mauerfall im Osten. Beide Daten markieren den Weg in die Demokratie und damit langfristig Erfolgsgeschichten. Es führt aber auch dazu, dass wir die DDR vor allem von ihrem Zusammenbruch her deuten. Durch den Blick von 1989 erscheint die DDR als ein von Greisen regierter, zusammenbrechender Staat, gegen den sich breiter Widerstand regte. Würde man die DDR von anderen Jahren aus betrachten, etwa von 1965 oder 1975, wäre die Deutung eine völlig andere. Hier würde das Bild eines starken Überwachungsstaates aufschimmern, der in der eigenen Bevölkerung und auch im Ausland nicht als fragiles Kuriosum erschien, sondern als stabiles Gebilde.

Natürlich können Jahrestage auch eine über sie hinausreichende Kraft entfalten, die neue Akzente setzt. Dem 30. Jahrestag des Mauerfalls 2019 sahen viele erst gelangweilt entgegen. Doch es entstand eine lebendige Debatte, die eine Verschiebung der Perspektive andeutet. Neben die Erinnerung an den „heroischen Protest“ trat nun stärker eine Auseinandersetzung mit den Problemen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbruchs in Ostdeutschland in den 1990er Jahren.¹⁶ Abzuwarten ist, inwieweit sich diese Tendenz auch beim anstehenden 30. Jahrestag der Deutschen Einheit zeigt.

15 Siehe etwa die Werke von Jörn Leonhard zu den Jubiläen 2014/18: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014, und: *Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918–1923*, München 2018.

16 Vgl. u. a. Ilko-Sascha Kowalczyk, *Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde*, München 2019.

17 Vgl. Hedwig Richter, *Hol den Vorschlaghammer*, 15. 6. 2020, www.spiegel.de/geschichte/ehren-denkmaeler-fuer-rassisten-hol-denvorschlaghammer-a-4e8b4f89-5d35-4bb7-a063-42cc6854d657.

18 Assmann (Anm. 4).

MEIßEL STATT VORSCHLAGHAMMER

Trotz neuer Konjunktur des Sturzes von Denkmälern¹⁷ sind Jahrestage, diese „Denkmäler in der Zeit“,¹⁸ nicht so leicht vom Sockel zu stoßen und im nächsten Fluss zu entsorgen. Denn ihr Fundament beruht nicht auf alterndem Beton, sondern einem dichten Netz aus staatlichen Initiativen, zivilgesellschaftlichen Gruppen und kommerziellen publizistischen Interessen, die sich wechselseitig diskursiv stabilisieren. Jahrestage sind zudem ein wichtiger Kitt in unserer fragmentierten Gesellschaft. Das mit ihnen verbundene Pathos schafft einigende Momente, ebenso die mitunter aufblitzenden Kontroversen um sie.

Nötig sind jedoch eine kreative Öffnung des verengten Kanons und ein Verzicht auf ihre kleinteilige, mitunter jährliche Wiederholung, um eine ermüdende Ritualisierung zu verhindern. Wünschenswert ist mehr Spielraum für brisante Themen, die keinen Jahrestag haben, aber eine historische Einordnung benötigen. Offensichtlich gibt es wie beim persönlichen Lebensrhythmus ein Bedürfnis, das Erinnern mit runden Jubiläen zu binden. Dieses Bedürfnis ist jedoch produktiv zu wenden, um nicht in Erstarrung zu verfallen und das Interesse an Geschichte einzuschläfern.

FRANK BÖSCH

ist Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Potsdam und Direktor des Leibniz-Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF).
boesch@zzf-potsdam.de

ESSAY

GEDENKEN AN DEN HOLOCAUST

Ritual und Reflexion

Elke Gryglewski

„Gedenken an den Holocaust“ hat viele Facetten. Wie und an welchem Ort angemessen gedacht wird, setzt die Auseinandersetzung mit der Frage voraus, was „Gedenken an den Holocaust“ meint. Sprechen wir von Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an spezifische historische Ereignisse, Opfergruppen oder im Nationalsozialismus ermordete Individuen? Von den jährlichen Gedenkveranstaltungen im Deutschen Bundestag am 27. Januar? Von kleinen Gedenkhandlungen, die den Zielgruppen von Gedenkstätten nach einer Bildungsveranstaltung ermöglichen sollen, das Erfahrene und Erlernete zu verarbeiten? Oder begreifen wir Gedenken weiter, als umfassenderen Begriff, der die Voraussetzungen, Aushandlungsprozesse und Formen des Gedenkens einbezieht?

Grundsätzlich kann Gedenken, ebenso wie Erinnern, nicht ohne das Wissen um die Ereignisse im Kontext der Geschichte stattfinden. Welches Wissen zum Nationalsozialismus und Holocaust wie vermittelt und verhandelt wird, ist Teil eines gesamtgesellschaftlichen, sich stetig wandelnden Prozesses, an dem staatliche Institutionen, schulische und außerschulische Einrichtungen, die NS-Gedenkstätten, die Politik und auch die Medien beteiligt sind. Sehen wir Gedenken in Zusammenhang mit dem Wunsch der Überlebenden, die direkt nach der Befreiung der Konzentrationslager einen Bezug herstellten zwischen Gedenken, Mahnen und Lehrenziehen für ein „Nie wieder“, dann geht es darüber hinaus auch um die Frage von Verhaltens- und Einstellungskontinuitäten in der Gesellschaft. Die Aushandlungsprozesse spiegeln sich ebenso wie die Schlussfolgerungen im Hinblick auf die formulierten Lehren in den unterschiedlichen Gedenktagen, -reden und -veranstaltungen.

Im Folgenden gehe ich ausgehend von diesen Überlegungen kursorisch historischen und aktuellen Entwicklungen und Herausforderungen im

Zusammenhang mit dem Gedenken an den Holocaust in Politik und Gesellschaft nach und frage immer wieder nach der Rolle der historisch-politischen Bildung, insbesondere in und von Gedenkstätten.

GEDENKEN
AN GEDENKTAGEN

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges waren es vor allem Überlebende, die sich an den Jahrestagen der Befreiung „ihrer“ ehemaligen Haftstätten versammelten, um an ermordete Mithäftlinge und Familienangehörige zu erinnern. Orte, von denen Deportationszüge deutsche Städte verlassen hatten, wie die Grunewaldrampe in Berlin, dienten lange Zeit nur einer kleinen Minderheit, um den Millionen ermordeten Jüdinnen und Juden zu gedenken.⁰¹ Andere Gedenktage spielten in der Bundesrepublik in dieser Zeit eine bedeutendere Rolle – Gedenktage, die die damals gängige Haltung der Deutschen als Opfer bewusst oder unbewusst untermauerten, etwa die vom Deutschen Roten Kreuz (DRK) alljährlich veranstalteten Gedenken an die eigenen Gefallenen⁰² oder der Volkstrauertag, an dem lange Zeit aller Opfer gleichermaßen gedacht wurde, ohne den Kontext von Ursache und Wirkung zu thematisieren.

Vor allem kirchliche Gruppen in der DDR erinnerten seit Ende der 1970er Jahren im Rahmen von Gedenkveranstaltungen an die von den Nazis zynisch als „Reichskristallnacht“ bezeichneten Pogrome des 9. November.⁰³ Auch in der Bundesrepublik wurde dieser Tag seit 1978, dem 40. Jahrestag, zu einem zunehmend etablierten Gedenktag, an dem immer mehr Vertreter*innen aus Politik und den Jüdischen Gemeinden sowie engagierte nicht jüdische Bürger*innen der nationalsozialistischen Verfolgung der deutschen und europäischen Jüdinnen und Juden gedachten.

Seit den 1980er Jahren gab es im Zusammenhang mit dem Wandel im Umgang mit der Vergangenheit in weiten Teilen der westdeutschen Gesellschaft ein verstärktes Bewusstsein für die Notwendigkeit des Gedenkens. Dieses spiegelte sich beispielsweise in der Vielzahl historischer Ereignisse, die in (Gedenk-)Veranstaltungen aufgegriffen wurden. Die Machtübergabe an Hitler diente dazu ebenso wie die Überfälle auf die Sowjetunion und Polen oder die Novemberpogrome, die bedeutend für das Gedenken blieben, weil an diesem Tag viele lokale Initiativen an die gewaltsame Verschleppung ihrer jüdischen Bürger*innen und der damit verbundenen Zerstörung jüdischen Lebens in ihren Gemeinden erinnerten.

Dass der Jahrestag des Mauerfalls dann ebenfalls auf den 9. November fiel, führte seit den 1990er Jahren allerdings dazu, dass in manchen Jahren die Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen wieder nur von einer kleinen Minderheit begangen wurden, während eine Mehrheit das Ende der DDR feierte. Andere Daten, wie etwa der Jahrestag des Überfalls auf die Sowjetunion, verschwanden zunehmend aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein. 1996 wurde der 27. Januar, der Tag, an dem die Rote Armee 1945 das Konzentrations- und Todeslager Auschwitz befreite, als Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus gesetzlich verankert.

Wenn wir die Reden von Politiker*innen zum diesjährigen, 75. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz vergleichen mit jenen zum 70. Jahrestag, ist ein nachdenklicherer Ton unverkennbar. Vor fünf Jahren dominierte noch ein „Vom Dunkel zum Licht“-Narrativ, das die Aufklärung über personelle Kontinuitäten vom nationalsozialistischen Regime in die Bundesrepublik quasi als Teil der Erfolgsgeschichte des Umgangs mit der Vergangenheit vereinnahmte. Niemand be-

zweifelte ernsthaft, dass es 1945 – insbesondere in Westdeutschland – keine „Stunde Null“ gegeben hatte, weder in der Gesellschaft, noch im Öffentlichen Dienst, auch nicht in den Bundesministerien, wie Historikerkommissionen hinlänglich bewiesen haben. Dass dennoch eine stabile Demokratie einschließlich einer vielfältigen Erinnerungslandschaft etabliert werden konnte, galt vor diesem Hintergrund als noch größerer Erfolg.

Auch wenn diese Entwicklung in der Tat einen Erfolg darstellt, dürfen die Defizite nicht aus dem Blick geraten. Es wurde kaum je thematisiert, was es für Überlebende der Todeslager und ehemals Verfolgte bedeutet haben musste, in der frühen Bundesrepublik zu (über)leben, einem Land von Tätern*innen und ihres von Schuldabwehr dominierten Diskurses. So scheiterte etwa Joseph Wulf, Überlebender des Todeslagers Auschwitz, mit seinem Anliegen, in der Villa am Wannsee, wo am 20. Januar 1942 hochrangige Vertreter des NS-Regimes über die Organisation des Mordes an elf Millionen Jüdinnen und Juden Europas berieten, ein Dokumentationszentrum zu errichten. Bevor er sich 1974 das Leben nahm, schrieb er seinem Sohn: „Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und das alles hatte keine Wirkung. Du kannst dich bei den Deutschen tot dokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein – und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen.“⁰⁴

Ideologische Kontinuitätslinien sowie Mythen und Legenden, die über die Jahrzehnte in der Gesellschaft tradiert worden waren, waren nur unzureichend beleuchtet worden und damit eine Basis geschaffen für antisemitische und rassistische Übergriffe seit den 1950er Jahren – mit Wirkungen bis heute. Dass antisemitisches, rassistisches, homophobes und anderes gruppenbezogenes menschenfeindliches Gedankengut zu keiner Zeit verschwunden war, wurde spätestens mit den (Wahl-)Erfolgen rechtspopulistischer Gruppierungen und Parteien seit 2016/17 offensichtlich. Diese Erkenntnis manifestierte sich auch in den Gedenkreden der Vertreter*innen demokratischer politischer Parteien anlässlich des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz. In besonnener Form wurde nicht nur die Bedrohung der Demokratie und der Erinnerungskultur durch rechtspopulistische und rechtsextreme

01 Vgl. Gerd Kühling, Frühes Gedenken am ehemaligen Deportationsbahnhof Berlin-Grunewald: Ein Fund aus dem Bildarchiv, in: Aktives Museum Faschismus und Widerstand in Berlin e.V., Mitgliederrundbrief 74, Januar 2016, S. 18–22.

02 In den 1950er Jahren fanden Hilfs- und Gedenkveranstaltungen zur Erinnerung an die Kriegsoffer und Kriegsgefangenen statt. Das DRK stellte dabei riesige Kerzen mit der Aufschrift „Ich denke an dich“ zur Verfügung. Ein Foto einer solchen Veranstaltung findet sich im Landesarchiv Berlin, F Rep 290 (06) 172369.

03 Vgl. Stephan Stach, Gedenken an die Pogromnacht. Die Herrschenden fühlten sich bedroht, 9.11.2015, www.faz.net/aktuell/feuilleton/gedenken-an-pogromnacht-in-der-ddr-ein-neuanfang-13900988.html.

04 Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Archiv.

Gruppen formuliert, sondern auch selbstkritisch hinterfragt, inwieweit man ausgeblendet hat, dass diese erstarken.⁰⁵ Zudem wurden jüdische Stimmen wahrnehmbarer, die Gedenktage und die Art und Weise des Gedenkens vor dem Hintergrund des wachsenden Antisemitismus kritisieren, etwa unter dem Stichwort „Gedächtnistheater“.⁰⁶

ERINNERN ODER NICHT ERINNERN

Das in offiziellen Reden formulierte Bekenntnis, die Erinnerung wachzuhalten und aktiv gegen demokratiefeindliche und rechtsextreme Strömungen und Haltungen eintreten zu wollen, zeigt die Politik auch in materieller Hinsicht durch ihre kontinuierliche, vielerorts institutionelle, finanzielle Förderung und durch die Auflage neuer Förderprogramme – wie beispielsweise dem wichtigen Programm „Jugend erinnert“. Auch in der Gesellschaft wird (noch) mehrheitlich anerkannt, dass ein Umgang mit der Vergangenheit notwendig ist.

Gleichzeitig stellen rechtspopulistische Politiker*innen und Gruppierungen die Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus massiv infrage. In allen Gedenkstätten sind die Nachwirkungen dessen zu beobachten, was in Landtagen und im Bundestag in „Diskussionsbeiträgen“ an Relativierungen, Hinterfragungen und (Schlussstrich-) Forderungen formuliert wird. Was als Äußerung im Bundestag erlaubt ist, kann im Rahmen einer Führung nicht falsch sein – so scheint es zumindest für viele zu wirken –, und so ist die Hemmschwelle, an historischen Orten, im Angesicht der Quellen, relativierende und apologetische Kommentare zu äußern, erheblich gesunken.⁰⁷

Die Haltungen in der Gesellschaft zum Umgang mit den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen sind zahlreich und unterschiedlich – es

gibt sie nicht, die von den Medien oft gewünschte *eine* Einstellung. Einerseits verzeichnen die Gedenkstätten steigende Besucherzahlen interessierter Erwachsener, die als Einzelbesucher*innen die historischen Orte aufsuchen. Viele staatliche Institutionen und Berufsgruppen nehmen in ihren Ausbildungsplänen explizit eine im Rahmen von Seminaren in unterschiedlichen Gedenkstätten geführte Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Nationalsozialismus auf.⁰⁸ Jugendliche, die mit Schulklassen oder im Zuge zahlreicher außerschulischer Erinnerungsprojekte die Bildungsangebote wahrnehmen, gehören bleibend zur größten Besuchergruppe. Dies weist einerseits auf die durch Lehrkräfte zugeschriebene Bedeutung der Geschichte hin, und zeigt andererseits, dass viele Jugendliche ein Interesse jenseits von Schule an der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus entwickeln können. Im Hinblick auf Jugendliche als Akteur*innen der Erinnerungskultur kommt ein interessantes Moment dazu: In Zeiten des von der Politik propagierten Erfolgsnarratives eines scheinbar uneingeschränkt erfolgreich verlaufenen Aufarbeitungsprozesses – selbst international wurden die Deutschen vielfach als „Weltmeister“ im Umgang mit einer gewaltbelasteten Vergangenheit bezeichnet – suchten nicht wenige Jugendliche sich andere Themen für ein Engagement, mit dem sie ihre altersgerechte und legitime Protesthaltung gegen die „etablierte“ bürgerliche Elterngeneration manifestieren konnten. Heute formulieren immer mehr von ihnen die Notwendigkeit des Erinnerns angesichts der offenen Infragestellung durch Parlamentarier*innen der AfD. Mehr noch, sie fordern von den Gedenkstätten, Position zu aktuellen Fragen zu beziehen und begrüßen, wenn von diesen Stellungnahmen auf unterschiedliche Art und Weise wahrzunehmen sind.⁰⁹

05 Vgl. etwa das Grußwort von Senator Klaus Lederer zur Eröffnung der Dauerausstellung im Haus der Wannsee-Konferenz, 19. 1. 2020, www.berlin.de/sen/kulteu/aktuelles/reden, oder die Rede des Bundespräsidenten bei der Gedenkstunde des Deutschen Bundestages zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2020/kw05-gedenkstunde-rede-steinmeier-680402.

06 Vgl. Carsten Dippel, Raus aus der Betroffenheitsspirale, 27. 1. 2020, www.deutschlandfunk.de/auschwitz-gedenkraus-aus-der-betroffenheitsspirale.886.de.html?dram:article_id=468853.

07 Vgl. Verein für Demokratische Kultur in Berlin e. V./Mobile Beratung gegen Rechtsextremismus Berlin (Hrsg.), *Nur Schnee von gestern? Zum Umgang mit dem Kulturkampf von rechts in Gedenkstätten und Museen*, Berlin 2019, S. 11 f.

08 Beispielhaft seien hier die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz genannt, die seit ihrer Gründung berufsgruppenspezifische Seminare, unter anderem für Angehörige des Öffentlichen Dienstes und mittlerweile auch der Ministerien anbietet, die Gedenkstätte Neuengamme, die seit Jahren Seminare unter anderem mit Polizist*innen veranstaltet oder die Gedenkstätte Wolfenbüttel, wo Strafvollzugsbeamt*innen an Seminaren teilnehmen.

09 Im Zuge der Diskussionen um die Frage, inwiefern die Gedenkstätten und ihre Mitarbeiter*innen Stellung zu aktuellen Fragen beziehen sollten, die in mittelbarer Verbindung zur Vergangenheit stehen, entschied die Leitung des Hauses der Wannsee-Konferenz, im Rahmen ihrer Bildungsarbeit auf Thematisierung von Gegenwartsbezügen von Besucher*innen zu reagieren, den eigenen Fokus auf der Geschichte des historischen

Andererseits sagen diese Befunde wenig aus über die Frage, was an Erkenntnissen zur Geschichte und deren Folgen gewonnen wurde. In der repräsentativen MEMO-Studie II von 2019 äußerten 42,7 Prozent der Befragten, dass sich „zukünftige Generationen in Deutschland ihrer Meinung nach am ehesten [an den Nationalsozialismus] erinnern sollten“.¹⁰ Gleichzeitig gehen die Hälfte der Befragten davon aus, dass ihre Angehörigen nicht zu den Mitläufer*innen im NS-System gehörten, und 28,7 Prozent formulierten, dass es Geschichten von Widerstand im familiären Kontext gegeben habe.¹¹ Zu ähnlich ambivalenten Ergebnissen kommt die im Auftrag der „Zeit“ im Frühjahr 2020 erfolgte Umfrage zum Umgang mit dem NS, sodass Christian Staas in deren Vorstellung zu dem Schluss kommt: „Die Deutschen wollen sich erinnern und wollen es doch nicht.“¹²

WISSEN UND WENIG WISSEN (WOLLEN)

Das Rekurren auf vermeintliche oder tatsächliche Helden in der Familie könnte ein Wissen um die Dimension der Verbrechen verdeutlichen – wer wünscht sich nicht Vorbilder oder Angehörige zu haben, die anders gehandelt haben? Jedoch zeigt sich bei diesen und ähnlichen Aussagen, dass das Wissen gering darum ist, dass der überwiegende Teil der deutschen nicht jüdischen Bevölkerung an der Ausgrenzung, Vertreibung und Ermordung von als „Anderen“ markierten Menschen teilgenommen, davon profitiert und diese vorangetrieben haben. Und dass das bloße Verankern von Gedenktagen natürlich nicht ausreicht, um die notwendige Reflexion anzuregen.

Ortes zu belassen, aber als Mitarbeiter*innen gemeinsam mit den Kolleg*innen des Anne-Frank-Zentrums an den „Unteilbar“-Demonstrationen mit einem Transparent teilnehmen. Während der Demonstration schlossen sich zahlreiche Jugendliche dem Transparent an und lobten die Teilnahme der Gedenkstätte.

¹⁰ Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung/ Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (Hrsg.), MEMO Deutschland – Multidimensionaler Erinnerungsmonitor, Studie II 2019, S. 6, www.stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Stiftung/Publicationen/EVZ_Studie_MEMO_2019_final.pdf.

¹¹ Vgl. ebd., Anmerkung 6, S. 14.

¹² Christian Staas, Das Ende der Selbstgewissheit, 28. 4. 2020, www.zeit.de/2020/19/erinnerungskultur-nationalsozialismus-aufarbeitung-deutschland-rechtsextremismus-umfrage.

Selbst Jugendliche und junge Erwachsene, die sich freiwillig für Projekte zur Auseinandersetzung mit der Geschichte melden, sprechen sehr oft von Hitler als Alleinverantwortlichem.¹³ Und wenn man die zahlreichen Projekte begutachtet, die jedes Jahr im Rahmen der Veranstaltung „Denkmal!“ vom Berliner Abgeordnetenhaus zum Gedenktag am 27. Januar präsentiert werden, stellt sich manchem die Frage, ob die entwickelten Analogien und Vergleiche zur Gegenwart tatsächlich tragen.

Ähnliches gilt im Hinblick auf eine Sensibilisierung für antisemitische Bilder in unserer Gesellschaft. Das Gedenken an die systematische Verfolgung von Jüdinnen und Juden wichtig zu finden und sich praktisch an Gedenkaktivitäten zu beteiligen, bedeutet nicht, frei von antisemitischen Bildern zu sein. So erfahren wir im Rahmen von langjährigen Projekten mit Jugendlichen oder Erwachsenen im Zeitverlauf immer wieder – wenn Vertrauensverhältnisse für Meinungsäußerungen geschaffen sind –, welche Fragmente beispielsweise von Judenfeindschaft aus dem Motiv der Erinnerungsabwehr heraus sich im Gedankengut von Teilnehmenden verbergen.¹⁴ Im Rahmen eines Projekts zu aktuellen Phänomenen gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit formulierten beispielsweise einzelne der freiwillig und aus der Überzeugung heraus Teilnehmenden, dass ein Engagement gegen Vorurteile wichtig sei, im zweiten Projektjahr Zustimmung zu der Äußerung, Jüdinnen und Juden würden aus der Shoah heute Vorteile ziehen wollen.

Das Defizit an Wissen trotz, neben oder wegen einer etablierten Gedenk- und Erinnerungskultur zeigte sich in auch im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie in gravierender Weise. Dass Menschen die Situation des „Shutdowns“ mit dem Krieg verglichen, kann fast vernachlässigt werden und ist eher ein Indiz dafür, wie schwierig, wenn nicht gar unmöglich es ist, sich in einen vergangenen Kontext hineinzusetzen. Und dass die fragwürdigen Versuche von Lehrkräften, ihren Schüler*innen nahe zu bringen, wie die Häftlinge sich im Stammlager Auschwitz ge-

¹³ Schon Meik Zülsdorf-Kersting thematisierte 2007 das Phänomen der „Hitlerisierung“. Es ist seither bleibend zu beobachten. Vgl. Meik Zülsdorf-Kersting, Sechzig Jahre danach: Jugendliche und Holocaust, Berlin 2007.

¹⁴ Das Phänomen des fragmentarischen Antisemitismus wird empirisch belegt in Barbara Schäuble, „Anders als wir“. Differenzkonstruktionen und Alltagsantisemitismus unter Jugendlichen, Berlin 2012.

fühlt haben müssten, indem sie ihre Fahrt in die heutige Gedenkstätte im Winter und nicht im Sommer organisieren, nicht tragen können. Dass Teilnehmer*innen von sogenannten Hygienedemonstrationen sich einen Davidstern anhefteten und damit eine vermeintliche Diskriminierung ihrer Haltung mit den Diskriminierungen der verfolgten und ermordeten Jüdinnen und Juden gleichsetzten, muss hingegen für deren Nachfahren unerträglich gewesen sein. Besonders dramatisch, weil sie zum Teil direkte physische Konsequenzen für Betroffene hatten, waren schnell im Umlauf befindliche Verschwörungstheorien, von denen einige – mal wieder – „die Juden“ verantwortlich machten. Antisemitische und rassistische Anfeindungen und Angriffe gegen vermeintliche Träger*innen und Verbreiter*innen des Virus zeigen, dass unsere Gesellschaft nach wie vor schnell „Andere“ markiert oder als Sündenböcke abstempelt.¹⁵

DIGITALES GEDENKEN IN GEDENKSTÄTTEN

NS-Gedenkstätten sind diejenigen Orte, die das Kontextwissen für die Erinnerung maßgeblich vermitteln sollen.¹⁶ Sie bereiten regelmäßig anlässlich des 27. Januars, des 9. Novembers und anderer Jahrestage Gedenkfeiern und Bildungsveranstaltungen vor. In diesem Jahr wurden die Feierlichkeiten zum 75. Jahrestag von Kriegsende und Befreiung von der Corona-Pandemie betroffen, und unzählige geplante Aktivitäten rund um diesen Tag fielen aus. Wie in anderen Bereichen von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik zeigt die Pandemie auch hier, wo besondere Problemstellungen liegen. In vielen Fällen wurden überraschende und interessante Antworten auf die Situation gefunden, die sich zum Teil als *best practices* zu den seit Jahren diskutierten Herausforderungen erwiesen. Das gilt insbesondere für digitale Medien, deren Entwicklung und

15 Die Zuschreibungen änderten sich je nach Berichtslage. Waren es zunächst überwiegend als vermeintlich asiatisch erkennbare Menschen, die unter direkten Anfeindungen und Angriffen im öffentlichen Raum zu leiden hatten, waren es später Menschen in sogenannten sozialen Brennpunktvierteln.

16 Wann immer eine Erhebung zu dem Ergebnis kommt, dass bei Jugendlichen das Wissen um die Geschichte fehlt, oder nach antisemitischen oder rassistischen Übergriffen wird regelmäßig gefordert, dass Besuche in Gedenkstätten zur Pflicht werden sollten.

Einsatz bislang nur von einzelnen Gedenkstätten weitreichend vorangetrieben wurden.¹⁷

So wurden in den KZ-Gedenkstätten, die ihre Befreiungsfeierlichkeiten absagen mussten, zahlreiche digitale Alternativen gefunden. Manche Gedenkstätte streamte in Kooperation mit lokalen Medien eine Gedenkveranstaltung, andere stellten kleine Grußbotschaften an die Überlebenden und ihre Angehörigen her, die zum großen Jahrestag angereist wären, weitere entwickelten Podcasts oder verbreiteten Statements der Überlebenden als Videobotschaften. Man merkte den Produkten an, dass lange darüber nachgedacht worden war, welches Ziel sie erfüllen und welches Publikum erreicht werden sollte. Anstelle aufwendiger Gedenkveranstaltungen und vieler Reden von Politiker*innen standen die Überlebenden und Nachfahren im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.

Nicht nur aus Anlass der Befreiungsfeierlichkeiten waren vermehrt Angebote der Gedenkstätten im Netz zu finden. In der gesamten Schließzeit und darüber hinaus entwickelten Mitarbeiter*innen virtuelle Führungen oder Seminare oder stellten in mehreren Folgen zentrale Objekte oder Aspekte der Gedenkstätte vor. Dort, wo die Frage der Digitalisierung schon länger diskutiert und Produkte erprobt wurden, reagierte man schneller und verknüpfte neue Formen mit bereits bewährten Formaten. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme beispielsweise ist seit Langem sehr aktiv in Social-Media-Kanälen und initiierte zum 75. Jahrestag der Befreiung die Kampagne #75Befreiung. Als Mitarbeiter*innen in Zeiten des „Shutdowns“ begannen, kleine Videos zu einzelnen Orten in der Gedenkstätte zu drehen, konnten sie die Kampagne zur besseren Verbreitung nutzen.

Die Digitalisierung scheint auch eine Lösung zu bieten, um das Ende der unmittelbaren Zeitzeugenschaft zu kompensieren. Als Antwort auf die Frage, was sein wird, wenn die Überlebenden nicht mehr ihre Geschichte erzählen können, entwickelte etwa die USC Shoah Foundation die sogenannten interaktiven Zeitzeug*innen. Dazu

17 Im Rahmen des 65. bundesweiten Gedenkstättenseminars zu Herausforderungen des Digitalen für Gedenkstätten und Dokumentationszentren zeigten sich 2019 die unterschiedlichen Diskussionsstände im Hinblick auf Augmented und Virtual Reality, interaktive Websites oder traditionellere digitale Angebote in den Gedenkstätten.

beantworteten die interviewten Zeitzeug*innen 1000 Fragen, sodass die Antworten unterschiedlichen Fragen zugeordnet werden können. Im Februar 2020 wurde als Kooperation der Shoah Foundation und der Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft im Deutschen Technikmuseum zur Erprobung eine Installation der Holocaust-Überlebenden Anita Lasker-Wallfisch eingerichtet.¹⁸ Was bedeutet eine solche technische Entwicklung für eine reflexive historisch-politische Bildung? Werden wir und vor allem auch Jugendliche begreifen, was es bedeutet, dass es eben nicht mehr die leibhaftige Frau Lasker-Wallfisch ist, die zu ihnen spricht? Vorprogrammierte Antworten auf Fragen können die persönliche Begegnung mit einer Shoah-Überlebenden wohl kaum ersetzen.

Diese und andere Herausforderungen rund um die Digitalisierung sind nicht neu, stellen sich aber in diesem Moment dringlicher. Mit Blick auf die Erfahrungen in der Corona-Krise lässt sich bilanzieren, dass digitale Medien angesichts ihrer Verbreitung und Zugänglichkeit für immer mehr Menschen ein sinnvoller, niedrigschwelliger Einstieg in die Beschäftigung mit der Geschichte des Nationalsozialismus sind. Wollen wir aber nachhaltiges Wissen als Grundlage für Gedenken weitergeben, wird die langfristige Beschäftigung und analoge zwischenmenschliche Interaktion notwendig bleiben. Die Diskussion um historische Quellen, um die Deutung von Ereignissen und das gemeinsame Suchen nach immer neuen Formen einer angemessenen Erinnerung, sind wichtige Bestandteile dieser Interaktion, ebenso wie die gemeinsame Reflexion dessen, was es bedeutet, mit einem oder einer virtuellen Zeitzeug*in gesprochen zu haben und die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Zeitzeugenschaft selbst. Betten wir also die in kurzer Zeit erlangten Kompetenzen mit digitalen Medien sinnvoll ein in die jahrzehntelang entwickelten Fähigkeiten zu unseren Kernaufgaben, werden die NS-Gedenkstätten weiterhin diejenigen Einrichtungen sein, die eine wichtige Voraussetzung für das Gedenken an den Holocaust schaffen können.

¹⁸ Vgl. Viola Kiel, Wie man noch lange mit Überlebenden des Holocaust sprechen kann, 18. 2. 2020, www.tagesspiegel.de/berlin/virtuelle-zeitzeugen-im-technikmuseum-wie-man-noch-lange-mit-ueberlebenden-des-holocaust-sprechen-kann/25558092.html.

Ihre Mitarbeiter*innen werden gemeinsam mit anderen gesellschaftlichen Institutionen kontinuierlich die Fragen diskutieren müssen, welchen Sinn offizielle Gedenktage und -veranstaltungen haben sollen, und wen man damit erreichen möchte. Zeigen die Erfahrungen der diesjährigen virtuellen Gedenkangebote, dass jüngere Zielgruppen eher diese Formen präferieren? Oder waren die zahlreichen Klicks eher Ausdruck einer gewachsenen Gruppe, die in Ermangelung realer Gedenkveranstaltungen auf digitale Medien zurückgriffen?

SCHLUSS

Es ist wichtig, sich immer wieder zu vergegenwärtigen, dass Erinnern und Gedenken unterschiedliche Formen und Räume haben kann und diese wohldurchdacht sein sollten. Werden beispielsweise in Ausstellungen und der Bildungsarbeit von Gedenkstätten Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und andere Ego-Dokumente von Verfolgten eingesetzt, werden sie gleichzeitig erinnert. Das ersetzt jedoch nicht Rituale, die explizit das Gedenken an die Ermordeten in den Vordergrund stellen. An einem historischen Ort wie der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz, an dem wegen des dort stattgefundenen Ereignisses die Perspektive der Täter dominiert, ist eine solche Gedenkzeremonie unpassend. Wenn aber Teilnehmende einer Bildungsveranstaltung am Ende ihres Seminars gemeinsam zum Gleis 17 in Grunewald fahren und dort zusammen einer von ihnen selbst vorbereiteten Gedenkveranstaltung beiwohnen, ist dies für die Gruppe ein wichtiger Abschluss beziehungsweise oft die passende Ergänzung zur vorangegangenen Auseinandersetzung. Wer wie wo warum wem gedenkt, ist nicht nur anlässlich von Gedenktagen eine relevante Frage.

ELKE GRYGLEWSKI

ist kommissarische Direktorin und Leiterin der Bildungsabteilung der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz.
egruglewski@ghwk.de

ESSAY

DIE SCHLACHTEN DER VOLKSHERRSCHAFT

Über Gedenktage und Demokratie

Hedwig Richter

Wenn es um die Feier der Demokratie geht: Was steht dann im Mittelpunkt? Was bedeutet uns Demokratie? Welche Demokratiegeschichten erzählen wir zu diesem Anlass? Ist das nationale Erinnern einer Demokratie angemessen – und was würde das bedeuten? Um auf diese Fragen eine Antwort zu finden, werde ich zum einen in die Geschichte der demokratischen Erinnerungskultur schauen. Zum anderen geht es darum, inwiefern das demokratische Erinnern der Komplexität von Demokratiegeschichte(n) gerecht wird und welche Erweiterungen der Gedenkkultur angesagt und möglich wären.

Der Blick auf die Geschichte der nationalen Gedenktage zeigt, dass die Erinnerung stark von der Annahme geprägt ist, Demokratiegeschichte sei eine Chronik von Gewalt. Diese Idee wird insbesondere im öffentlichen Diskurs gepflegt, zuweilen aber auch in der Geschichtswissenschaft.⁰¹ Nun finden sich die nationalen Gewalterzählungen bereits in vordemokratischen Zeiten und prägten schon die nationale Erinnerungskultur im 19. Jahrhundert. Das Gedenken hat sich seither von den Schlachten und Generälen hin zu Revolutionen und Aufständischen verschoben – um es zugespitzt zu formulieren. Im Zentrum steht in beiden Fällen eine Geschichte von Gewalt und von Männern in Waffen. Bei den Fragen danach, ob dieses Erinnern der Demokratiegeschichte gerecht wird und inwiefern eine Erweiterung angebracht wäre, kommen Reformen in den Blick: Sie besaßen – keineswegs nur in Deutschland – einen oft übersehenen, aber entschieden demokratisierenden Effekt. Die Aufmerksamkeit für Reformen öffnet auch den Horizont für friedfertige Gestalten jenseits der heroischen Gewalterzählungen: etwa für Reformerrinnen, die sich für den Sozialstaat einsetzten, oder für Politiker und Staatsdiener,

die dabei halfen, Reformen in der Bildungspolitik oder bei der Ausweitung von Partizipationsrechten umzusetzen.⁰²

KAISER UND KRIEGE: GEDENKEN IN DER MONARCHIE

Was sind die Wurzeln des nationalen Gedenkens? Wie in vielen europäischen Staaten begann in Deutschland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts – also in der Zeit der Massenpolitisierung – zwar nicht eine nationale Gedenkkultur, aber doch die systematische und intensive Auseinandersetzung damit. Kurz nach der Reichsgründung, noch im Frühjahr 1871, forderten 49 badi-sche Gemeinden in einer Adresse an den Kaiser, einen „Stiftungstag des Reichs“ einzurichten. Es sollte der Erinnerung an die „Schlachtfelder“ und „an die ruhmreichen Siege“ dienen.⁰³ Kaiser Wilhelm I. aber lehnte es ab, einen nationalen Feiertag von oben zu installieren.⁰⁴

Womöglich speiste sich die Abneigung des Kaisers aus antidemokratischen Gefühlen.⁰⁵ Denn Nationalismus stand seit der Französischen Revolution für eine neue Legitimation und für den Sturz des Alten. Die Idee der Nation war ein Kind der Aufklärung: Sie stellte sich gegen adlige Privilegienherrschaft. Sie hatte die öffentliche Meinung, die sich allmählich entwickelte, auf ihrer Seite, und den „Fortschritt“ sowieso. Der Nationalismus war die Ideologie zunächst der Bürger, dann zunehmend auch der breiten Massen. Nation war ein Gleichheitsmotor. Vor der Nation war jeder Mann gleich, egal ob Adliger oder Bauer.⁰⁶ Nationalfeiertage und Demokratie sind also insofern ein besonders interessantes Thema, als dass diese Feiern von Anfang an ein modernes Fest der Inklusion waren, das sich an die ganze Nation richtete und nicht an eine Elite.⁰⁷ Das Volk ist

der Protagonist. – Doch Nationalismus war schon immer ein schillerndes Phänomen. Durch seine Inklusionskraft verschärfte er auch die Exklusion.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wandelte sich der Nationalismus nicht nur in Deutschland von einer eher linken und progressiven Kraft hin zu einer staatstragenden, oft eher konservativen Macht. Aber auch da gestaltete er sich nicht eindeutig, und seine Grundlage blieben immer die Massen. Es ist daher nicht erstaunlich, dass es die Badener waren, die den Kaiser um einen Nationalfeiertag gebeten hatten. Sie waren seit Jahrzehnten an demokratisch-parlamentarische Praktiken gewöhnt, hielten seit 1818 stolz ihre Verfassung hoch und glorifizierten sie in strahlenden Verfassungsfeiern.

Im Zentrum der Überlegungen um einen Nationalfeiertag aber standen Schlachten und Krieger, was den radikalisierten Nationsvorstellungen der Zeit um 1870 durchaus entsprach. In den USA feierte die Nation seit 1868 den Memorial Day, zunächst um ihrer toten Soldaten im Bürgerkrieg zu gedenken, seit dem Ersten Weltkrieg zu Ehren aller amerikanischen Gefallenen. Die französische Regierung führte – hochumstritten – 1880 den Tag des Sturms auf die Bastille, den 14. Juli, als Nationalfeiertag ein, allerdings abmildernd an das „Föderationsfest“ von 1790 erinnernd. Die französische Nationalfeier wurde von Anfang an mit einer gewaltigen Militärparade begangen. Mit

dem Kriegerischen knüpften die Nationalfeiertage nicht zuletzt an nationale Vorstellungen an, die eng mit der Wehrhaftigkeit des Landes, mit der Gleichheit der Waffen tragenden Bürger und oft auch mit der Wehrpflicht einhergingen. Wenig schien so egalisierend und euphorisierend zu wirken wie das Schlachtfeld.⁰⁸

Auch als im Sommer 1871 der Pfarrer und Sozialreformer Friedrich von Bodelschwingh eine neue Initiative startete, stand das Kriegerische im Zentrum: „[D]ie Väter werden den Kindern erzählen von ihren Erlebnissen im Feindesland; von den großen Schlachten und Siegen; von Deutschlands Erhebung und Einigung; von Napoleons Fall und Frankreichs Niederlage – und es werden Feste gefeiert.“⁰⁹ Bodelschwingh schlug den 2. September vor, den Tag der Schlacht von Sedan im Jahr 1870.¹⁰ Tatsächlich etablierte sich der Sedantag in den nächsten Jahren in vielen Regionen Deutschlands, wobei die Länder selbst entscheiden konnten, ob und wie sie den Tag gestalteten. Von süddeutscher Seite, von Katholiken und Sozialdemokraten gab es Widerstand, denn der Tag war ihnen zu preußisch, zu protestantisch, zu auftrumpfend, zu fremd.¹¹ Die Annäherungen zwischen Frankreich und Deutschland ließen außerdem zumindest einigen Deutschen den Sedantag zunehmend als unangemessen erscheinen. Als 1900 Franzosen und Deutsche gemeinsam im sogenannten Boxeraufstand in China kämpften, wurden in ganz Deutschland die Sedanfeiern abgesagt.¹² Beliebter als der Sedantag waren häufig die Geburtstage des Landesherrn oder des Kaisers und die „Kaiserparaden“, in denen der Monarch als Oberster Kriegsherr die aktuelle Schlagkraft der Armee in einem öffentlichen Spektakel vorführte.¹³

01 Vgl. etwa Jakob Tanner, Ist die Revolution reaktionär?, in: Das Magazin 14/2018, S. 4.

02 Vgl. die Überlegungen zu Reformen und Revolution bei Andreas Fahrmeir, Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850, München 2010. Vgl. zu einer unheroischen Demokratiegeschichte Hedwig Richter/Kerstin Wolff, Demokratiegeschichte als Frauengeschichte, in: dies. (Hrsg.), Frauenwahlrecht. Demokratisierung der Demokratie in Deutschland und Europa, Hamburg 2018, S. 35–56.

03 Adresse von 49 badischen Gemeinden, Abdruck in: Theodor Schieder, Das Deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat, Wiesbaden 1961, S. 133.

04 Jörg Koch, Sedantag, in: ders., Dass Du nicht vergessest der Geschichte. Staatliche Gedenk- und Feiertage von 1871 bis heute, Darmstadt 2019, S. 44–60.

05 Darauf verwies schon Schieder (Anm. 3), S. 125.

06 Vgl. Dieter Langewiesche, Wirkungen des „Scheiterns“. Überlegungen zu einer Wirkungsgeschichte der europäischen Revolutionen von 1848, in: ders. (Hrsg.), Die Revolutionen von 1848 in der europäischen Geschichte. Ergebnisse und Nachwirkungen, München 2000, S. 5–21, insb. S. 12.

07 Vgl. zum Begriff der Inklusion Rudolf Stichweh, Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion, in: ders./Paul Windolf (Hrsg.), Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit, Wiesbaden 2009, S. 29–44.

08 Vgl. Karen Hagemann, Nation, Krieg und Geschlechterordnung, in: Geschichte und Gesellschaft 4/1996, S. 562–591.

09 Friedrich von Bodelschwingh, Das deutsche Volksfest, Flugblatt nach einem Vortrag, 27. 6. 1871, zit. nach Schieder (Anm. 3), S. 135.

10 Vgl. Schieder (Anm. 3), S. 127.

11 Vgl. „Zur Tagesgeschichte“, Süddeutsche Post, 5. 9. 1873, S. 1; Mareike König/Élise Julien, Verfeindung und Verflechtung. Deutschland und Frankreich 1870–1918, Darmstadt 2019, S. 45.

12 Vgl. Étienne François, La guerre de 1870–1871 dans la mémoire de la Première Guerre mondiale, Paris/Berlin regards croisés, in: Jean-François Chanut et al. (Hrsg.), D'une guerre à l'autre. Que reste-t-il de 1870–1871 en 1914?, Paris 2016, S. 325–341, hier S. 333.

13 Vgl. Jakob Vogel, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich, 1871–1914, Göttingen 1997, S. 45–53.

VERFASSUNG FEIERN IN DER WEIMARER REPUBLIK

Die Geschichte des Nationalfeiertages der Weimarer Republik erscheint vor dem Hintergrund der Tatsache, dass es auch im Kaiserreich anhaltende Diskussionen und Kritik an den Gedenktagen gab, weniger dramatisch, als sie zuweilen erzählt wird. Die ursprüngliche Idee der Nationalversammlung von 1919, den 1. Mai als Tag der Arbeit zum Nationalfeiertag zu erklären, wurde nie umgesetzt. Beschlossen wurde stattdessen eine Verfassungsfeier. 1921 legte der Reichstag offiziell den Nationalfeiertag auf den 11. August fest, den Tag, an dem 1919 Reichspräsident Friedrich Ebert die Weimarer Verfassung unterzeichnet hatte. Früh kamen Bedenken auf, die Anordnung von oben sei ein Fehler, denn „ein Nationalfeiertag kann nicht dekretiert werden, der muss wachsen“.¹⁴ Wohl nicht zuletzt deshalb hielt sich der Reichstag damit zurück, den nationalen Verfassungstag als gesetzlichen Feiertag zu verordnen. Auch das hat Bedenken und Kritik an der Weimarer Regierung hervorgerufen, der es an Verständnis für Symbolpolitik gemangelt habe. Diese Entscheidung lag jedoch bei den Einzelstaaten, das war auch im Kaiserreich üblich gewesen.

Die Konzentration auf den zivilen Akt der Verfassungsgebung ist bemerkenswert. Allerdings wollte man auch in Weimar nicht ganz auf das Kriegerische verzichten, auf Militärmusik und Uniformen. Dabei gestaltete sich das Militärische republikanisch: In vielen Kommunen organisierte das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold (der verfassungstreue Wehrverband) den Nationalfeiertag und organisierte Paraden und Aufmärsche mit der schwarz-rot-goldenen Fahne.¹⁵ Für die Zeitgenossen fiel das Urteil über den Feiertag nicht eindeutig aus, und es gab durchaus Stimmen, die ihn für gelungen hielten.¹⁶

JUBELVOLK IN DER DIKTATUR

Im Nationalsozialismus erreichte die Feier des Militärischen bei nationalen Gedenktagen einen neuen Gipfelpunkt. Nicht nur am „Heldenge-

denktag“ oder am „Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung“ stand es im Zentrum. Auch die kirchlichen Feiertage oder ein neoheidnischer Tag wie das „Reichserntedankfest“ wurden militarisiert. Beispielhaft zeigt sich die Durchmilitarisierung am 1. Mai, den die Nationalsozialisten 1934 als „Nationalen Feiertag des deutschen Volkes“ installierten. Die Bevölkerung feierte die mit Aufwand inszenierten Festtage mit einer solchen Begeisterung, dass sie einen geradezu plebiszitären Charakter erhielten: Auf den Reichsparteitagen, bei den Olympischen Spielen, im rauschenden Erntedankfest, bei all den Aufmärschen der uniformierten Menschen offenbarte sich der totalitäre Anspruch des Regimes. Und das „Jubelvolk“ bestätigte und legitimierte die Diktatur.¹⁷

In starkem Kontrast dazu standen die Feiern in der DDR. Zwar spielten auch hier das Militär und die Uniformen eine wichtige Rolle. Doch der totalitäre Anspruch funktionierte nicht. Im Großen und Ganzen gilt: Das Fest misslang. Die Paraden galten als peinlich, die Herren auf der Tribüne versetzten die Deutschen anders als Adolf Hitler und seine Mannen nicht in Ekstase. Der „Tag der Republik“, den die SED am 7. Oktober in Erinnerung an den Gründungstag der DDR 1949 feiern ließ, war geprägt von Militärparaden, Aufmärschen aller Art und von Organisationen wie den „Kampfgruppen der Arbeiterklasse“. Geradezu symbolisch für das Misslingen stand der Aufstand einer großen Gruppe Jugendlicher während des Feiertags am 7. Oktober 1977, die „Nieder mit der DDR“ schrien und mit Haftstrafen von bis zu vier Jahren verurteilt wurden. Dieser Protest gilt als der größte spontane Jugendprotest in der DDR.¹⁸ Die größte Gedenkblamage aber musste das Regime an seinem Ende erleiden, als es den 40. Jahrestag der DDR feierte, den es trotz der Massenflucht und der anschwellenden Montagsdemonstrationen mit großem Pomp inszenierte. Die Feier wurde zu einem Tag der Volks-Empörung. Nach vollendeter Militärparade lud Erich Honecker zum offiziellen Festakt in den Palast der Republik, unter den zahlreichen Gästen der skeptisch-spöttische Michail G. Gorbatschow.

¹⁴ Redebeitrag Walter Simons, Verhandlungen des Reichstages, Berlin, 20. 10. 1920, Bd. 345, S. 870.

¹⁵ Vgl. Nadine Rossol, *Performing the Nation: Sports, Spectacles, and Aesthetics in Germany, 1926–1936*, in: *Central European History* 4/2010, S. 616–638.

¹⁶ Vgl. Christian Welzbacher, Edwin Redslob. Biografie eines unverbesserlichen Idealisten, Berlin 2009, S. 197 ff.

¹⁷ Vgl. zu den Festtagen als Plebiszit Ralph Jessen/Hedwig Richter, *Elections, Plebiscites, and Festivals*, in: Robert Gellately (Hrsg.), *The Third Reich*, New York 2018, S. 85–118, hier S. 105–117.

¹⁸ Vgl. Mit Flaschen und Steinen zum Republikgeburtstag. Jugendkrawalle in der DDR, MDR Zeitreise, 25. 9. 2019, www.mdr.de/zeitreise/tumulte-alex-100.html.

Zur selben Zeit demonstrierten Tausende Menschen auf dem nahe gelegenen Alexanderplatz und riefen: „Wir sind das Volk!“, bis Polizei und Stasi-Leute vor den laufenden Kameras der internationalen Presse begannen, den Demonstranten zuzusetzen und auf sie einzuprügeln.

DEMOKRATIE FEIERN: SCHLACHTEN UND REVOLUTIONEN

Nach 1945 erlebte die Demokratie einen globalen Siegeszug, der vielfach als zweite Welle der Demokratisierung bezeichnet wird. Eine Tendenz setzte sich nun durch, die schon in der Zwischenkriegszeit ihren Anfang genommen hatte: Die Nationen begannen, ihre Nationalgeschichten als Demokratiegeschichten zu erzählen. Interessanterweise führte das kaum dazu, dass die nationalen Feiertage an militärischem Schwung verloren. Vielmehr gestaltete sich ein Großteil der nationalen Gedenktage, wie etwa in ehemaligen Kolonien, als Feier der Unabhängigkeit, die oft mit kriegerischen Auseinandersetzungen verbunden war. Entsprechend finden in zahlreichen Ländern, etwa in Ghana, Finnland, in der Ukraine oder Indonesien am Unabhängigkeits- und Nationalfeiertag Militärparaden statt.

Dem entsprach eine weitere Entwicklung, die sich seit der Mitte des 20. Jahrhunderts beobachten lässt. Revolutionen hatten die längste Zeit als problematisch gegolten, ihre Erinnerung hatte abschreckend gewirkt und dadurch nicht selten die Reaktion befördert. Die Terreur der Französischen Revolution, aber auch die Gewaltexzesse während der europäischen Revolutionen von 1848/49 und die Pariser Kommune 1871 galten in breiten Teilen der Bevölkerung als abschreckende Beispiele – keineswegs nur in Deutschland. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Abscheu durch die Russische Revolution und den nachfolgenden Bürgerkrieg bestätigt, über deren Schrecken und Millionen von Toten weltweit detailliert berichtet wurde.¹⁹

Die Einstellung zu Revolutionen änderte sich nun. Zugespitzt lässt sich sagen: Vom Beginn der Nationalfeiertage im 19. Jahrhundert bis zum Ende des 20. Jahrhunderts entwickelte sich das

nationale Gedenken vielerorts von den großen Schlachten hin zu den großen Revolutionen. Zu untersuchen wäre, wie genau diese Entwicklung beispielsweise in der Bundesrepublik Deutschland mit einer revolutionären Gedenkkultur bei Straßennamen, Gedenkstätten oder Denkmälern einherging. Bereits 1948 wurde sowohl im Westen als auch im Osten Deutschlands die Revolution von 1848 als ein Höhepunkt der Demokratiegeschichte gefeiert; der erste Bundespräsident, Theodor Heuss, gehörte zu den wichtigsten Förderern dieser neuen Erinnerungskultur. In der Bundesrepublik wurde 1954 mit dem „Tag der deutschen Einheit“, der an den Aufstand in der DDR vom 17. Juni 1953 erinnerte, ein revolutionäres Geschehen ins Zentrum gerückt. Entscheidend für eine Neubewertung der Revolution waren zudem der Wertewandel der 1970er Jahre und die intellektuelle Rezeption des Marxismus in den nordatlantischen Ländern, der Geschichte als eine Abfolge von Revolutionen interpretiert.²⁰ Fast unbestritten galt seither bei vielen das Marxsche Diktum von 1850: „Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte.“²¹

Die 200-Jahrfeier der Französischen Revolution 1989 besiegelte in gewisser Weise den Wandlungsprozess. Das Jubiläum war insbesondere in Frankreich zunächst hochumstritten, sorgte dann aber europaweit für eine neue, positive Revolutionsrezeption. Erst jetzt setzte sich in Frankreich der Konsens durch, die Revolution als wichtiges Gründungsereignis zu akzeptieren.²² Der französische Historiker François Furet hat darauf hingewiesen, dass diese Entwicklung eng mit den Revolutionen in Ost- und Mitteleuropa und den Unabhängigkeitsbewegungen gegen die Sowjetunion zusammenhing.²³

FEIER DER VIELFALT

Die neue Vorliebe für Revolutionen aber bestätigte den alten Geist der Gewalt und schrieb diesen in die nationalen Demokratiegeschichten ein. Zwar hatten einige Länder von jeher einen

¹⁹ Vgl. Gérard Namer, *La commémoration en France de 1945 à nos jours*, Paris 1987; Pascal Ory, *Une Nation pour mémoire, 1889, 1939, 1989 trois jubilés révolutionnaires*, Paris 1992.

²⁰ Vgl. 1848–1948, in: *Die Zeit*, 18.3.1948; Till van Rahden, *Demokratie. Eine gefährdete Lebensform*, Frankfurt/M. 2019, S. 58.

²¹ Karl Marx, *Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848–1850*, in: *Karl Marx/Friedrich Engels – Werke*, Bd. 7, S. 64–94, hier S. 85.

²² Vgl. Ory (Anm. 19).

²³ Vgl. François Furet, *1789–1917. Aller et retour*, in: *Le Débat* 57/1989, S. 4–16.

nationalen Gedenktag, der an friedfertige Ereignisse erinnerte: In Dänemark oder Norwegen beispielsweise feiern die Menschen ihre Verfassung, in Portugal wird der Nationaldichter Luís de Camões geehrt. Aber doch gilt für eine überwältigende Mehrheit der Nationalfeiertage die martialische Grundierung.²⁴ Demokratie wird in der gewaltaffinen Tradition des 19. Jahrhunderts gefeiert.

Das beginnt sich allerdings zu ändern. Typisch für die Pazifizierung der Erinnerung ist etwa der neue deutsche Nationalfeiertag: der 3. Oktober, der Tag der Deutschen Einheit, der den 17. Juni ersetzte. In Südafrika wird seit 1994 der Freedom Day als Erinnerung an die ersten freien Wahlen gefeiert. Mittlerweile gibt es auf der Welt rund 100 Demokratien. Bei aller Skepsis und bei aller Sorge um den antidemokratischen Backlash, den einige Gesellschaften im Moment erleben: Das ist insgesamt eine Erfolgsgeschichte. Diese Entwicklung und die gesellschaftlichen Veränderungen öffnen neue Horizonte für die Feier der Demokratie und lassen Forderungen nach einem produktiveren Umgang mit dem nationalen Gedenken lauter werden.²⁵ Dabei lassen sich mindestens vier Perspektiverweiterungen feststellen:

Erstens steht die Friedfertigkeit stärker im Zentrum. Läutet sie ein Ende der anhaltenden Gewaltverherrlichung ein? Muss die Armee, so notwendig sie selbst für demokratische Staaten sein mag, im Zentrum der nationalen Identität und der Nationalfeiern stehen? Hinzu kommt, dass Untersuchungen zeigen, dass Unabhängigkeitsbewegungen und gesellschaftliche Transformationen im 20. Jahrhundert erfolgreicher waren und viel eher zu Demokratien führten, wenn sie friedlich verliefen.²⁶ Vieles spricht dafür, dass das für das 19. Jahrhundert in ähnlicher Weise gilt. Auch wenn Revolutionen und Gewalt zweifellos eine eigene Rolle in den hochkomplexen Demokratisierungsprozessen spielten, muss ihre Bedeutung wohl doch relativiert werden. So bewirkten Reformen oft einen wesentlich nachhaltigeren Fortschritt. Die frühen deutschen Verfas-

sungen und Wahlrechtregelungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwa, die 100 Jahre vor Weimar in vielen deutschen Ländern eine lebendige, intensive parlamentarische Tradition begründeten; oder das deutsche Wahlrecht von 1867/71, das in seiner Zeit äußerst progressiv war und den Grundstein legte für eine die ganze Gesellschaft fesselnde Parlamentskultur: Müssten diese Phänomene nicht viel stärker in den Gedenktagen der deutschen Demokratie auftauchen?

Der *zweite* Punkt einer Horizonterweiterung demokratischer Erinnerungskultur hängt damit eng zusammen: Die Transformationsforschungen zeigen, wie wichtig für einen erfolgreichen Protest die Frauen sind. Je gewalttätiger die Transformation abläuft (im Extrem beispielsweise über einen Militärputsch), desto weniger Frauen sind daran beteiligt, desto eher tendieren die Gesellschaften dazu, in einer Diktatur und nicht in einer Demokratie zu enden. Dabei geht es nicht zuletzt darum, dass Frauen (im Gegensatz zu einer kleinen, gewaltbereiten Gruppe von Männern) für eine breite Zivilgesellschaft stehen, die den neuen Staat tragen und Demokratie ermöglichen kann.²⁷

Ist es nicht grundsätzlich erstaunlich, dass Frauen in all den Nationalfeiertagen selbst noch im 20. Jahrhundert kaum Beachtung gefunden haben? Die gefeierten Akteure waren in aller Regel Krieger und Kriegsherrn, Revolutionäre und Unabhängigkeitskämpfer – eben jene Mannschaft, die sich auf den Denkmälern wiederfindet. Frauen wanden Kränze und streckten Blumen in die Luft. In überirdischer Gestalt tauchten sie zuweilen als Allegorie für die Revolution, für den errungenen Sieg oder für die Trauer um die Gefallenen auf.²⁸ Mit dem 100-jährigen Jubiläum zur Einführung des Frauenwahlrechts, das in Deutschland und anderen Staaten nach dem Ersten Weltkrieg installiert worden war, zeigte sich aber ein neues Bewusstsein dafür, dass der demokratische Staat nicht länger eine reine Männersache ist. Zahlreiche Länder feierten mit recht großem Aufwand die Demokratisierung ihrer Nationen durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Wenn man allerdings bedenkt, wie bescheiden sich die-

²⁴ Vgl. den Überblick über Nationalfeiertage, www.laenderdaten.de/staat/nationalfeiertage.aspx.

²⁵ Vgl. Frank Bösch, Wir brauchen neue Jahrestage!, 4. 11. 2019, www.tagesspiegel.de/politik/erinnerungskultur-wir-brauchen-neue-jahrestage/25186552.html.

²⁶ Vgl. Erica Chenoweth/Maria J. Stephan, *Why Civil Resistance Works. The Strategic Logic of Nonviolent Conflict*, Columbia 2011.

²⁷ Vgl. ebd.

²⁸ Zu einem umfassenderen Zugang zur Demokratiegeschichte vgl. Tim B. Müller/Hedwig Richter, *Demokratiegeschichten: Deutschland (1800–1933) in transnationaler Perspektive*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 3/2018 S. 325–335.

se Feste im Vergleich zum militärischen Pomp der Feiern zu Kriegsbeginn oder Kriegsende oder der Revolutionen immer noch ausnehmen, bleiben noch einige Wünsche offen. Gerade das vehemente Revolutionsgedenken im Weimarer-Republik-Jubiläumsjahr 2018 und die – gewiss nicht ganz unberechtigte – Forderung, dieses Ereignis endlich als gelungene Revolution zu feiern, haben die Frauen erneut überschattet.²⁹

Mehr Vielfalt im nationalen Gedenken würde einer Demokratie grundsätzlich gut zu Gesicht stehen. So wird etwa angesichts der zunehmenden weltweiten Migration und Fluchtbewegung die Bedeutung von Immigration immer klarer. Warum also nicht einen Gedenktag begehen, an dem Menschen mit Migrationsgeschichte gefeiert werden? In manchen Staaten findet am Nationalfeiertag bereits mit einem offiziellen Festakt eine Einbürgerungszeremonie statt. Auch an anderen Stellen ist die zunehmende Diversität schon in die offizielle Festkultur demokratischer Gesellschaften eingedrungen. So hissen beispielsweise am Christopher Street Day zahlreiche Rathäuser die Regenbogenflagge.

Aber wäre es nicht nötig, das Verständnis von Demokratie noch ganz anders zu weiten? Wie kam es eigentlich, dass der Blick, wenn es um die nationalen Feiern geht, auf die Staatsgründung verengt bleibt oder – in seltenen Fällen – auf die Verfassung? Ist nicht – um zum *dritten* Punkt zu kommen – der Sozialstaat eine zentrale Säule der Demokratie? Er ist vor allem ein Ergebnis der bereits erwähnten nachhaltig demokratischen Reformkultur, die angesichts der Überhöhung von Revolutionen ins Hintertreffen geraten ist. Der Sozialstaat trägt wesentlich dazu bei, dass Demokratien eine ihrer Kernaufgaben erfüllen können: allen ein Leben in Würde zu ermöglichen. Wäre es nicht sinnvoll, jene große Frauen zu ehren, die von Anfang an dieses Projekt befördert haben? Bettina von Arnim etwa, oder Alice Salomon oder Marie Juchacz? Sie sind Mütter des Sozialstaats und unserer Demokratie. Ihre Feier würde unser Bild von Demokratie komplizierter und reicher machen.³⁰

Noch ein letzter und *vierter* Punkt sei zur Erweiterung des demokratischen Horizontes genannt. Zunehmend gedenken demokratische Gesellschaften nicht nur ihrer Heldentaten, sondern auch ihrer Verbrechen. Der Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar, dem Tag, an dem 1945 das Vernichtungslager Auschwitz befreit wurde, ist in Deutschland ein bundesweit gesetzlich verankerter Gedenktag. In den USA erinnert der Juneteenth am 19. Juni an die Befreiung der Sklaven im Jahr 1865 – aber zunehmend auch an die Menschenverachtung der Sklaverei und an die Verbrechen der Weißen. Womöglich ist das die interessanteste und hoffnungsfrohste Entwicklung: Nationen, die sich trotz vieler intellektueller Hoffnungen bisher nicht aufgelöst haben, können sich zu einer selbstkritischen, inklusiven Identität ermächtigen und müssen sich nicht zwangsläufig martialischen und exklusiven Selbstbildern hingeben.

SIE GEHÖREN ALLEN

Nationalfeiertage sind Tage des Volkes, sie gehören allen. Dabei war der Begriff von Zugehörigkeit noch nie so weit wie heute, und es lohnt sich, das Gedenken und die nationalen Identitätskonstruktionen entsprechend zu weiten. Demokratien brauchen nicht länger ihre Geschichte als eine Abfolge von heroischen Männern und Gewaltexzessen zu erzählen. Sie können sich auf ihre Institutionen und Traditionen besinnen, die Menschenwürde, Freiheit und Gleichheit ermöglichen. Und sie können – als Mahnung – entsprechend ihrem Anspruch auf ein demokratisches, aufgeklärtes, kritisches Selbstbild problematische Aspekte ihrer Geschichte in das Gedenken aufnehmen.

²⁹ Vgl. beispielhaft Edgar Wolfrum, Und sie tat ihre ersten Schritchen. Die Novemberrevolution 1918, in: Der Tagesspiegel, 4. 11. 2018, S. 7.

³⁰ Vgl. dazu die Forschungen der Kommission des Deutschen Gewerkschaftsbundes zu „Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie“, gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung: www.erinnerungskulturen.boeckler.de/index.htm.

HEDWIG RICHTER

ist Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität der Bundeswehr München.
hedwig.richter@unibw.de



AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Call for Papers

ZUM THEMA „GENERATIONEN“

„Generation“ als sozialwissenschaftliche Kategorie steht inzwischen neben Begriffen wie „Klasse“, „Milieu“ oder „Schicht“ und ordnet Gesellschaften nach zeitlichen Zusammenhängen. Innerhalb und zwischen Generationen werden der gegenwärtige gesellschaftliche Zusammenhalt und die Grundlagen künftigen Zusammenlebens verhandelt. Dieses wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich unter anderem im Zusammenhang mit Fragen der Staatsverschuldung und der Rentenpolitik sowie mit dem Klimawandel und dem Verbrauch natürlicher Ressourcen. Auch im Zuge der Corona-Krise tritt es deutlich zutage, etwa, wenn darüber diskutiert wird, welche Generation heute und in der Zukunft vermeintlich die Hauptlast zu tragen hat.

Die Ausgabe 52–53/2020 der APuZ wird sich dem Thema „Generationen“ widmen. Dafür suchen wir Beiträge (im Umfang von ca. 27 000 Zeichen inkl. Leerzeichen und Fußnoten), die sich historisch und/oder gegenwartsbezogen und aus unterschiedlichen fachwissenschaftlichen Perspektiven mit dem Thema beschäftigen. Gefragt sind unter anderem Ansätze, die „Generationen“ in einen breiteren gesamtgesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Zusammenhang stellen, die transnationale Perspektiven aufgreifen und die unterschiedliche Erfahrungen und Zukunftsentwürfe in den Mittelpunkt stellen.

Exposés mit einem Umfang von bis zu 4000 Zeichen können bis zum 28. August 2020 per E-Mail an apuz@bpb.de eingereicht werden. Aus den Exposés sollen die Leitfragen, die Struktur des Beitrags und die Vorgehensweise der Autor:innen hervorgehen. Bitte fügen Sie auch einen Kurzlebenslauf bei.

Die Auswahl aus den Exposés wird von der APuZ-Redaktion vorgenommen. Kriterien sind Wissenschaftlichkeit, Originalität und politische Relevanz. Die ausgewählten Autor:innen haben anschließend bis zum 26. Oktober 2020 Zeit, ihre Beiträge zu schreiben. Diese werden in der Print- wie auch in der Online-Ausgabe der APuZ veröffentlicht.

Bundeszentrale für politische Bildung
Redaktion „Aus Politik und Zeitgeschichte“
Adenauerallee 86
53113 Bonn

apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/apuz_bpb

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 31. Juli 2020

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel
Johannes Piepenbrink
Frederik Schetter (Volontär)
Anne Seibring (verantwortlich für diese Ausgabe)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
twitter.com/APuZ_bpb

APuZ
Nächste Ausgabe
35-37/2020, 24. August 2020

CORONA-KRISE

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH & Co. KG,
Mörfelden-Walldorf

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
FAZIT Communication GmbH
c/o InTime Media Services GmbH
fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz